

die Psychotherapeutin

■
Psychotherapie und Sozialpsychiatrie
9: Herbst 1998

Herausgegeben von Beatrice Alder, Basel
Ulrike Hoffmann-Richter, Basel
Ursula Plog, Berlin
Unter Mitarbeit von Johanna Lalouscheck, Wien
Almuth Massing, Göttingen
Mariele Ritter-Gekeler,
Müllheim/Baden
Angela Schürmann, Lübeck



die Psychotherapeutin

erscheint halbjährlich im Frühjahr und im Herbst
in der Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag gemGmbH,
Thomas-Mann-Straße 49a, D-53111 Bonn

Herausgegeben von Beatrice Alder

Buchhandlung Das Narrenschiff GmbH
Postfach 611, CH-4051 Basel

Dr. Ulrike Hoffmann-Richter (geschäftsführend)
Psychiatrische Universitätsklinik
Wilhelm-Klein-Str. 27, CH-4025 Basel

Dr. Ursula Plog
Tagesklinik Reinickendorf
Romanshorner Weg 165, D-13407 Berlin

Sekretariat

Nadia Strasser
Psychiatrische Universitätsklinik
Wilhelm-Klein-Strasse 27
CH-4025 Basel
Tel.: 061 325 52 40
Fax: 061 325 55 82

Einzelpreis: DM/sFr. 25,-; ÖS 183,-

Abonnement: jährlich DM/sFr. 45,-; ÖS 329,-

Bestellungen nehmen der Verlag sowie alle Buchhandlungen entgegen.

Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Die Psychotherapeutin: Zeitschrift für Psychotherapie.–

Bonn: Ed. Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verl.

ISSN 0946-3453

ISBN 3-88414-288-7

© Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag, Bonn 1998

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Marina Broll, Dortmund

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck



die Psychotherapeutin

freut sich über die Zusendung von Manuskripten. Dies können klinische Beiträge sein ebenso wie theoretische Aufsätze, Buchbesprechungen, Kongreßberichte, Veranstaltungshinweise und anderes mehr.

Die Publikationssprache ist deutsch, Übersetzungen aus anderen Sprachen sind sehr willkommen. Das Lektorat liegt bei der geschäftsführenden Herausgeberin.

Sprachliche Gleichberechtigung von Mann und Frau wird vorausgesetzt, ohne daß der Sprache Gewalt angetan wird. Dies bedingt einen bewußten und kreativen Umgang mit der Sprache.

Postadresse für Beiträge ist diejenige der geschäftsführenden Herausgeberin.

Inhalt

Editorial:	
Das Böse	4
Krank oder kriminell?	
Psychotherapie im Maßregelvollzug zwischen Besserung und Sicherung <i>Anneliese Ermer</i>	9
Aggression und Gewalt in der Psychose	
<i>Barbara Mary Hiss</i>	18
Wenn Therapien schaden...	
<i>Helmut Kaiser</i>	32
Zur Trauer gehört Zorn	
Erfahrungen nach dem Suizid eines Angehörigen <i>Helga Ide</i>	45
Interview mit Judie Melzl	
Der Penis als Waffe – der Mann an der Angel	56
Transgenerationelle Spätfolgen einer nationalsozialistischen Familienvergangenheit	
<i>Gabriele Rosenthal</i>	71
»Und Vertrauen ist ein Kernstück ... der seelischen Gesundheit«	
Die therapeutische Funktion der Kommission zur Untersuchung des Mißbrauchs der Psychiatrie durch die Staatssicherheit <i>Ursula Plog</i>	88
Il male non esiste, esiste la malattia	
Die Theorie Massimo Fagiolis über menschliche Destruktivität <i>Annelore Homberg</i>	103
»... und erlöse uns von dem Bösen!«	
<i>Helga Kuhlmann</i>	115
Forum	
Bücher	127
Hinweise auf Bücher	130
Auswahlbibliographie zum Thema	132
Die Autorinnen/Der Autor	138

Das Böse

Editorial



Ulrike Hoffmann-Richter

Das Böse hat Konjunktur. Seit Anfang der 90er Jahre haben Zeitungsartikel und Bücher zum Thema exponentiell zugenommen (s. Auswahlbibliographie S. 132). Auch die Qualifizierung von Taten oder Ereignissen als »böse« erscheint auffallend häufiger als noch vor wenigen Jahren. Im Deutschen ist der Begriff ein moralischer. Er ist nicht durch einen anderen zu ersetzen, der sich der moralischen Wertung enthielte: Wir können von Destruktivität sprechen oder in religiös-christlichem Sinne von der Sünde. Aber was ist böse? Eine schlechte Tat; die zerstörerische Absicht; das Resultat einer Handlung, gleich aus welcher Intention oder lediglich die Bewertung einer Tat als negativ? Goethe läßt Mephisto bekanntermaßen sagen – ich bin »ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft« (Goethe /1975/47, 1335-1336) – eine optimistische Weltsicht. Die Bibel ist wesentlich skeptischer, wenn Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben werden, weil sie vom Baum der Erkenntnis gegessen haben und somit wissen, was gut und böse ist.

Rüdiger Safranski hat sich mit dieser Frage durch die Philosophiegeschichte bewegt und die Variationen der Theorien zum Bösen in den letzten 2000 Jahren des Abendlandes beschrieben (1997). Einer resümierenden oder abschließenden Überlegung hat er sich bewußt enthalten. Die Leserin bleibt mit der Frage auf sich gestellt, welche Theorien für sie weiter Gültigkeit haben. Pieper zieht eine Entwicklungslinie der Ursachen des Bösen aus biologischer, psychologischer und soziologischer Sicht. Was fehlt – und was im Zeitalter der Biologie wieder neu diskutiert wird (Watson 1997) – ist nicht die Anbindung an die Entstehungsgeschichte durch die Evolutionsbiologie, sondern »... der Entwurf des Horizontes, innerhalb dessen das Böse erst als solches begriffen werden kann« (1997/47). Diesen Horizont entwerfen Theologie und Philosophie. Für die Theodizee »ist und bleibt (das Böse) das große Skandalon« (Bernhardt 1962 nach Pieper 1997/52). Nietzsche verweist im Rückblick nach Auschwitz in bestürzender Weise auf die Wählbarkeit der »Herrenmoral«. – »Gut und Böse sind die Vorurteile Gottes – sagte die Schlange« (Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe 1988, Bd. 5/517).

Schulte zeichnet »Die Karriere des Bösen von Kant bis Nietzsche« (radikal böse 1991): Mit Kant wird die böse Macht, der Teufel, zur Facette des Menschen. Das Böse wird in den Menschen, die einzelne Person hineinverlegt. Sie ist nicht Teil der Gefühle oder Triebe, sondern gebunden an

die Vernunft: »Bei beiden (Kant und de Sade) ist die menschliche Sinnlichkeit nur Material der alleinherrschenden Vernunft, die über Gut und Böse entscheidet. Es macht ein erwähnenswertes Detail einer Dialektik der Aufklärung aus, daß der Glorifizierung der Göttin Vernunft ein radikales Böses entspricht, welches nicht sinnliche, sondern ›intelligible Tat‹ ist, die aller aufgeklärten Hoffnung auf das Fortschreiten des Menschengeschlechts zu sittlicher Vervollkommnung mittels der Vernunft Hohn spricht, da ein radikales Böses mit Vernunftursprung, eingelassen gar in die menschliche Natur, zu jedem geschichtlichen Fortschritt in Widerspruch geraten muß...« (1991/333).

Die moderne Erfahrung ist die »des moral- und rechtfertigungslos Negativen in der Welt... Die Unsicherheit und das Schwanken moderner Individuen, für eine dieser drei Auffassungen, mit Kierkegaard: für die ästhetische, die ethische oder für die religiöse Existenz sich zu entscheiden, bestätigt die moderne Unsicherheit über einen Begriff des Bösen, die zu der Spannung von lebensweltlicher Neutralisierung und ästhetischer Faszination des Bösen beiträgt... Am Ende hat jedoch der Verzicht auf eine philosophische Theorie des mundan Bösen auch etwas Beunruhigendes. Denn es bleibt Böses unerklärt, welches sich allein mit Theorien des individuell Bösen nicht begreifen läßt. Auschwitz gehört vielleicht am augenfälligsten dazu« (1991/349-350). Seit Kant hätten wir wissen können, daß die Vernunft kein Schutz gegen die Bosheit ist. Ihre Technisierung und Bürokratisierung, die es zugleich noch unmöglich macht, die Verantwortung einzelnen Personen zuzuschreiben, ist das ständig neuerliche Erschrecken vor den NS-Verbrechen. Hannah Arendt kam nach der Beschreibung und Analyse der Eichmann-Verhandlung in Jerusalem 1963 zu dem Ergebnis, daß das unfaßbar Böse nichts Mystisches an sich hat, sondern banal ist (1986). Bis heute lösen ihre Reflexionen Widerspruch bis Empörung aus. Wiederholte Hinweise darauf, daß sie damit nicht meinte, es sei einfach zu beherrschen, sondern es entspringe keineswegs tiefgreifenden Überlegungen oder Theorien, kam bei den Kritikern nur begrenzt an. Die Unfaßbarkeit, das Ausmaß der Destruktivität der nationalsozialistischen Greueltaeten ist zu dominierend.

Freuds Ansätze zu einer Theorie der Destruktion münden in die Formulierung des Todestrieb.- Sie entstand im Gefolge des zweiten Weltkriegs und unter dem Eindruck des Karzinom-Todes eines nahen Freundes und des Todes seiner Tochter Sophie sowie seines Enkels Heinerle an der Grippe-Epidemie. Der »Todestrieb« blieb schon in der klassischen psychoanalytischen Triebtheorie ein Fremdkörper. Erst recht mit der Ich-Psychologie und der Objektbeziehungstheorie wurde er als metaphysisch eingeordnet oder gar als zu schlicht abqualifiziert. In Vergessenheit geriet darüber Freuds ursprüngliches Bestreben, hervorzuheben, daß heftige

Affekte (die Äußerungen der »Triebe« – Sexualität, Hunger) für die menschliche Existenz überaus bestimmend sind und die Vernunft dominieren.

Die Bilder des Bösen in unserer Zeit sind uns – jenseits aller Theorien – eingängiger: Die Hölle des Hieronymus Bosch sieht nicht aus wie ein KZ. Mephisto hat eine völlig andere Gestalt als »Jud Süß« oder Hess. Zu den aktuellen Bildern gehört »der Kinderschänder«, Kindstötungen (insbesondere durch Mütter), Vergewaltigungen, Massenmörder mit kannibalistischen Tendenzen. Konzentrieren wir uns mit diesen Bildern wieder auf die Affekte; auf Irrationalitäten? Spätestens hier ist die Psychotherapie gefordert, Stellung zu beziehen: Vergewaltiger, Sexualstraftäter, Massenmörder sollen therapiert werden. Ihre Störung wird forensisch untersucht, diagnostiziert und der Behandlung zugeführt – in der Hoffnung auf Besserung. Wie aber ist dies möglich? Indem der Täter pathologisiert wird – seine Tat zur Krankheit; indem der Täter viktimisiert wird – aus seiner Täter- eine Opferrolle? Ist das so einfach? Oder gehen wir eher wieder einen Schritt zurück, indem wir den Täter als bösen Menschen betrachten, der bestraft und weggesperrt werden muß und gerade nicht behandelt werden darf?

Was ist krank, was ist »böse«? Ist es der »schlechte Charakter« (die »antisoziale Persönlichkeit«) oder die »schwierige Kindheit«? Ist Fahrlässigkeit entscheidend oder handelt es sich um einen Unglücksfall? Wann entwickelt eine Situation eine Eigendynamik; wann und wie zeitigt die »gute Absicht« böse Folgen? (ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft?). Wo »steckt der Teufel im Detail«; wo »im System« (Kunst- und Ausstellungshalle der BRD GmbH 1995)? Wir kennen die totale, die böse Institution; die böse, weil schädliche Theorie; die böse Technik, die böse Umwelt; nicht böse Mächte, aber die Macht als böse. Macht das Motiv das Böse aus? Und wie, wenn kein Täter oder wenigstens eine Ursache auszumachen ist? Wie bereitwillig erfinden wir dann eine Ursache oder finden einen Täter? – Aus den letzten Jahren bieten sich die »schizophrenogene Mutter«, der »verführende Vater«, die krankmachende Familie, die krankmachende, weil anonyme Gesellschaft, die technisierte Medizin.

Gibt es nicht doch – eben heimlich – eine Theorie des Bösen in der Psychotherapie und wie sieht sie aus? Triebtheoretische Ansätze sind ganz in den Hintergrund getreten. Heftige Gefühle wie Neid, Eifersucht oder Liebe, die in Haß umschlägt, werden im Sinne der Objektbeziehungstheorie als Teil der Beziehung zwischen dem Patienten und signifikanten Anderen betrachtet. Neben heftigen Affekten als Anlaß für Zerstörung besteht die Möglichkeit, daß die Gefühle für die Anderen fehlen: Das Gegenüber wird nicht als »Mensch wie ich« erlebt. Den anderen zu verletzen oder zu quälen erscheint lediglich begleitet von Empfindungen für die eigene Per-

son wie Überlegenheit, Befriedigung oder gar Lust an der Qual des Anderen. In beiden Fällen geht es in der Therapie um Realisierung der Beziehungsdynamik: Heftige negative Affekte sollen verstanden und gelöst oder reduziert werden; fehlende Affekte zum anderen hervorgehoben oder als Mangel bewußt gemacht. Wenn sich die Therapie gut entwickelt, wenn Übertragungs- und Gegenübertragungspänomene erkannt und bearbeitet werden können, wird »alles gut«. Die Gleichung löst sich auf: Böse ist gleich krank ist gleich heilbar. Das ist eine Falle. Was sich als nicht bearbeitbar erweist, was sich nicht auflösen läßt, hat scheinbar nichts mit der Therapie zu tun. – Das Böse wird umgedeutet, verharmlost oder aus der Therapie hinausverlagert. Wenn sich keine Entwicklung zeigt, macht sich Resignation breit: der Patient erscheint unheilbar krank – oder auch unrettbar böse.

Die abendländische Religionsgeschichte läßt sich auch als Geschichte der Beziehungsetzung lesen: Gegenüber der Willkür und Übermacht einer Fülle von Göttern geht Jahwe einen Bund mit dem Volk Israel ein: Wer sich an seine Gesetze hält, steht im Bund mit ihm und kann auf ihn zählen. Demgegenüber heißt sündigen im Christentum Getrennt-Sein von Gott. Dies geschieht im Laufe des Lebens wiederholt und fast zwangsläufig. Der Opfertod Christi bedeutet, daß die Trennung von Gott selbst immer wieder überbrückt wird. Martin Buber spricht von den zwei Grundworten, in denen wir stehen können: dem Ich-Du oder Ich-Es. Beides ist eine Grundbefindlichkeit des Soseins. Ich allein zu denken ist nicht möglich (1977). Dorothee Sölle schließlich spricht davon, daß »Gott keine anderen Ohren zu hören hat als deine« (1973). Voraussetzung ist aber in jedem Fall, sich der Ethik des Glaubens gegenüber verpflichtet zu fühlen. Wie groß die Lücke ist, die der verlorene gemeinsame Glaube außerhalb der Kirche hinterläßt, zeigen nicht zuletzt die endlosen Ethik-Diskussionen, die einer gemeinsamen Grundlage (z.B., was ist eine Person? Wie autonom ist jeder Mensch, wo beginnt das Anrecht auf Fürsorge?) entbehren.

Und doch kommen wir ohne Konzept destruktiver Handlungen nicht aus, auch wenn sich das Böse mit keiner einheitlichen Theorie fassen läßt. Wir könnten das Böse als Metapher begreifen, d.h. als Phänomen, das wir in einen Begriff fassen, aber als Konstrukt und nicht als real existierende Macht. Dies gilt auch dann, wenn wir das Böse gelegentlich personifizieren oder einer bestimmten Ursache zuschreiben, solange wir wissen, daß dies nicht möglich ist. Um mit Hans Blumenberg zu sprechen: »Absolute Metaphern ›beantworten‹ jene vermeintlich naiven, prinzipiell unbeantwortbaren Fragen, deren Relevanz ganz einfach darin liegt, daß sie nicht eliminierbar sind, weil wir sie nicht stellen, sondern im Daseinsgrund als gestellt vorfinden.« (1960/1998/23)

Literatur

- Arendt, H.: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. Piper, München 1964/1987
- Blumenberg, H.: Paradigmen zu einer Metaphorologie. Suhrkamp, Frankfurt 1960/1998
- Buber, M.: Ich und Du. Lambert Schneider, Heidelberg 1977
- Goethe, J.W. von: Faust. (1797) C.H. Beck, München 1975; 16. Aufl. 1996
- Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hg.): das böse. Jenseits von Absichten und Täuern oder: Ist der Teufel ins System ausgewandert? Steidl, Göttingen 1995
- Nietzsche, F.: Jenseits von Gut und Böse. Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe Bd. 5. dtv/de Gruyter, Berlin 1988
- Pieper, A.: Gut und Böse. Becksche Reihe. C.H. Beck, München 1997
- Schulte, Ch.: radikal böse. Die Karriere des Bösen von Kant bis Nietzsche. Wilhelm Fink, München 1991
- Safranski, R.: Das Böse oder das Drama der Freiheit. Hanser, München 1997
- Sölle, D.: Leiden. Kreuz V., Stuttgart 1973/1984
- Watson, L.: Die Nachtseite des Lebens. Eine Naturgeschichte des Bösen. S. Fischer, Frankfurt 1997

Krank oder kriminell?

Psychotherapie im Maßregelvollzug
zwischen Besserung und Sicherung



Anneliese Ermer

Zusammenfassung

Psychotherapie im Maßregelvollzug unterscheidet sich in einer Reihe von Aspekten deutlich von Psychotherapie unter »normalen« Bedingungen. So ist sie integriert in einen Behandlungsplan, welcher nicht nur der Besserung eines psychischen Leidens, sondern auch der Gefährlichkeit und damit der Sicherung eines Patienten Rechnung tragen muß; »Deliktarbeit« spielt eine eminent wichtige Rolle. Probleme ergeben sich aus dem gesellschaftlichen Spannungsfeld und der Einstellung zu psychisch kranken Rechtsbrechern, dem Spannungsfeld Patient-Therapeut-Justiz und der Gratwanderung zwischen Offenbarung und Verschwiegenheit sowie der oft fehlenden Motivation von Patienten, sich einer Therapie zu unterziehen. Gleichwohl ist Psychotherapie, berücksichtigt man die aufgezeigten Probleme, ein probates Mittel in der Behandlung von psychisch kranken Rechtsbrechern.

Psychotherapie im Maßregelvollzug

Die Thematik »krank oder kriminell«, wie sie in der Gesellschaft diskutiert wird, macht auch vor der Behandlungsinstitution und der in ihr tätigen Personen nicht halt und muß in besonderer Weise um die Schaffung und Wahrung eines therapeutischen Klimas bemüht sein. Das setzt eine qualifizierte Aus- und Fortbildung des Behandlungsteams voraus und fordert darüber hinaus eine externe Supervision, die nicht nur der Effizienz der Behandlung, sondern auch dem Schutz von Patient und Psychotherapeut dienen soll (Schumann 1995). Rasch (1994) betont, daß für die Schaffung einer therapiefreundlichen Organisation die Entwicklung eines Gesamtkonzepts für die Einrichtung die Hauptvoraussetzung sei.

Literatur, die sich mit dem Thema Psychotherapie und deren Formen und Anwendungen befaßt, ist in erster Linie auf Patienten resp. Klienten bezogen, die aufgrund einer psychischen Erkrankung (oder Störung,

wie heute in der ICD-10 verwendet) freiwillig um professionelle Hilfe in einem stationären oder ambulanten Setting nachsuchen. In einem solchen Kontext kann Psychotherapie in Anlehnung an die Definition von Strotzka, die auch heute noch Gültigkeit hat (Senf und Broda 1997), als *ein bewußter und geplanter interaktioneller Prozeß zur Beeinflussung von Verhaltensstörungen und Leidenszuständen die in einem Konsensus zwischen Patient, Therapeut und Bezugsgruppe für behandlungsbedürftig gehalten werden in Richtung auf ein definiertes Ziel auf dem Boden einer tragfähigen therapeutischen Beziehung mittels spezieller Technik auf der Basis einer Theorie des normalen und pathologischen Verhaltens durchgeführt werden*. Psychotherapie im Maßregelvollzug weicht zum Teil erheblich von dieser Definition ab und soll im folgenden dargestellt werden.

Im Maßregelvollzug wird Psychotherapie da, wo sie indiziert scheint, zur Behandlung von psychisch gestörten Rechtsbrechern¹ eingesetzt, bei denen vom Gericht wegen aufgehobener oder verminderter Zurechnungsfähigkeit *und* wegen der Gefahr weiterer erheblicher Straftaten eine Maßnahme der Besserung und Sicherung und damit die Unterbringung in einem psychiatrischen Krankenhaus angeordnet wurde (§ 63 StGB, Maßregeln der Besserung und Sicherung). Bei Rechtsbrechern mit lediglich verminderter Zurechnungsfähigkeit ist zudem eine Strafe zu erwarten, deren Vollzug der Maßregel vorausgehen kann, im allgemeinen jedoch zu deren Gunsten aufgeschoben und nur in Einzelfällen noch vollstreckt wird.

Bei den Behandlungsmaßregeln ist die therapeutische Orientierung recht deutlich hervorgehoben (Schöch 1995). So lautet der § 136 des Strafvollzugsgesetzes (StVollG), daß *(sich) die Behandlung des Untergebrachten in einem psychiatrischen Krankenhaus nach ärztlichen Gesichtspunkten (richtet)*. *Soweit möglich, soll er geheilt oder sein Zustand soweit gebessert werden, daß er nicht mehr gefährlich ist. Ihm wird die nötige Aufsicht und Pflege zuteil*. Die Ausrichtung der Behandlung nach ärztlichen Gesichtspunkten muß sich am allgemeinen Standard der psychiatrischen Krankenhäuser orientieren; Patienten, die nicht therapiefähig sind, hat die nötige Aufsicht, Betreuung und Pflege zuteil zu werden. Im Rahmen der Sicherungsverwahrung ist der therapeutische Gedanke dem Sicherungsaspekt nachgeordnet.

Alle Maßregelvollzugsgesetze verlangen einen Behandlungs- und Eingliederungsplan, der regelmäßig z.B. in viertel- oder halbjährlichen Abständen zu überprüfen ist. Explizit wird psychotherapeutische Behandlung lediglich in zwei Gesetzen gefordert; in anderen stellt sie eine Soll-Vorschrift dar. Dort wo sie nicht ausdrücklich erwähnt ist, wird sie gleichwohl als selbstverständlicher Teil der Behandlung angesehen (Schöch 1995). Ähnlich unterschiedlich ist die Einwilligung in die Behandlung geregelt. In den Ländergesetzen, in denen diese nicht ausdrücklich gefordert ist, wäre

die Behandlung – in Anlehnung an die allgemeinen Auslegungsgrundsätze – auch gegen den Willen eines Patienten durchzusetzen. Auslegungen, welche die Zweckmäßigkeit einer solchen »Zwangsbehandlung« berücksichtigen, kommen allerdings zu dem Schluß, daß Psychotherapie im Maßregelvollzug nur mit Einwilligung zulässig ist.

Die Indikation zur Psychotherapie wird mit Eintritt in die Vollzugseinrichtung gestellt. Sie ist nicht in jedem Fall die Methode der Wahl, setzt sich doch der Maßregelvollzug aus Patienten zusammen, die an sehr unterschiedlichen Erkrankungen/Störungen leiden. So werden beispielsweise bei Erkrankungen aus dem schizophrenen Formenkreis medikamentöse und ergotherapeutische Behandlungsangebote im Vordergrund stehen und psychotherapeutische Interventionen eher flankierend Einsatz finden und bei Intelligenzmängeln und Verhaltensstörungen vorzugsweise pädagogische Verfahren zum Tragen kommen. Psychotherapie wird sich in erster Linie auf die Gruppe der Patient/innen mit »neurotischen« und Persönlichkeitsstörungen konzentrieren und dann sowohl auf unterschiedliche Verfahren, Einzel- und Gruppentherapie zurückgreifen. Die Art des psychotherapeutischen Angebots sollte auf das zu behandelnde Leiden ausgerichtet sein, wobei natürlich auch den Möglichkeiten der Institution Rechnung zu tragen ist.

Schwierigkeiten der Psychotherapie im Maßregelvollzug

Ganz grundlegend und nicht ohne Einfluß auf die Vollzugsinstitutionen und damit auch auf die Behandlung ist auf das gesellschaftliche Spannungsfeld hinzuweisen, das sich aus der Besonderheit ergibt, daß kriminelles Handeln unter gewissen Umständen entschuldbar scheint bzw. entschuldbar ist. In § 20 StGB wird ausgeführt, daß »ohne Schuld handelt, wer bei Begehung der Tat wegen einer krankhaften seelischen Störung, wegen einer tiefgreifenden Bewußtseinsstörung oder wegen Schwachsinnns oder einer schweren anderen seelischen Abartigkeit unfähig ist, das Unrecht der Tat einzusehen oder nach dieser Einsicht zu handeln«. Sind Einsichts- und Handlungsfähigkeit aus den genannten Gründen erheblich vermindert (§ 21 StGB), so kann die Strafe gemildert werden. Es vergeht kaum ein Tag, an welchem dieser Thematik in den Medien nicht Raum geboten und sehr kontrovers diskutiert wird. So beherrschte z.B. monatelang der Fall »Holst« Presse, Funk und Fernsehen. Dieser Fall war insofern noch besonders spektakulär, als Holst, ein mehrfacher Frauenmörder und untergebracht im Hamburger Maßregelvollzug, mit Hilfe seiner Therapeutin aus dem gesicherten psychiatrischen Krankenhaus fliehen und für einige Wochen untertauchen konnte. Immer wieder wird die Frage »krank oder kriminell

bzw. böse« gestellt. Die Auseinandersetzungen machen deutlich, daß es Mühe bereitet, insbesondere bei Tätern, die nicht offensichtlich als geisteskrank erscheinen, psychische Gestörtheit, die im Bedingungsgefüge einer Straftat von Bedeutung ist, als einen Grund anzuerkennen, der die Schuld an einer kriminellen Handlung mindert und damit den Vergeltungsgedanken nicht mehr im Vordergrund stehen läßt.

Folgende zwei Kasuistiken scheinen geeignet, die Problematik zu veranschaulichen. Während Kasuistik 1 die Frage nach einer Einschränkung der Schuldfähigkeit recht eindeutig beantworten läßt und auch einem psychiatrischen Laien plausibel scheint, wirft Kasuistik 2 deutlich mehr Fragen auf.

Kasuistik 1

Dem heute 30jährigen W. wird die Tötung seines Nachbarn zur Last gelegt. Zum Zeitpunkt des Delikts war er – eigenen Angaben zufolge – davon überzeugt, daß »dunkle Mächte« die Erde vernichten wollten und sah in dem Opfer eine der verantwortlichen Personen, die es galt, zur Rechenschaft zu ziehen. Im Rahmen der Auseinandersetzung sei diese zu Fall gekommen, und er habe ihr noch Tritte versetzt. Das Opfer starb an den Folgen der zugefügten Verletzungen.

W., der 1968 geboren wurde, wuchs gemeinsam mit einem sieben Jahre jüngeren Bruder bei den Eltern auf. Diese sind seit Jahren geschieden und leben heute in neuen Partnerschaften. W. beschreibt zu seiner 50jährigen Mutter und seinem 43jährigen Stiefvater ein gutes Verhältnis. Zu dem leiblichen Vater bestehe kaum Kontakt. Die Einschulung erfolgte altersgemäß. Nach Abschluß der Volksschule nahm W. zweimal eine Lehre in Angriff; beide Lehren scheiterten, weil sie ihm nicht zugesagt hätten. Er habe musiziert und von Sozialunterstützung gelebt. Im Alter von 17 Jahren verließ W. das Elternhaus und lebt seitdem allein. Eine feste Partnerschaft lag zum Zeitpunkt der Inhaftierung nicht vor. W. bezeichnet sich als homosexuell, verfügt aber auch über heterosexuelle Erfahrungen.

Eigenen und fremdanamnestischen Angaben zufolge erkrankte W. 1989 an einer Erkrankung aus dem schizophrenen Formenkreis und war wiederholt hospitalisiert, zuletzt im Frühjahr 1996. Eine konsequente ambulante Behandlung soll in den letzten drei Jahren nicht mehr stattgefunden haben.

Anamnese und erhobene Befunde sprachen für das Vorliegen einer paranoid-halluzinatorischen Schizophrenie mit chronischem Verlauf. Für den Tatzeitraum war eine akute Exacerbation der Erkrankung zu diagnostizieren. W. wähnte sich – in völliger Verkennung der Realität – von fremden Mächten massiv beeinträchtigt und bedroht und mußte sich gegen die

ihm und der Welt drohende Vernichtungsgefahr, in welche er das Opfer einbezog, zur Wehr setzen. Aus forensisch-psychiatrischer Sicht war W. zu jenem Zeitpunkt nicht in der Lage, das Unrecht seines Tuns einzusehen und im Sinne von § 20 StGB von einer Aufhebung der Einsichtsfähigkeit auszugehen.

Kasuistik 2

Der heute 29jährige U. tötete im Herbst 1988 eine 59jährige Frau. Er war nach Dienstsclu in ein Bürohaus eingebrochen und stieß dort auf sein späteres Opfer. Während er die Frau zunächst nur berauben wollte, riß er sie im weiteren zu Boden und bedrohte und verletzte sie mit einem Messer. Dann fesselte, knebelte und wrgte er sie, um sie schließlich mit dem Messer zu töten. Anschließend mißbrauchte U. die Frau sexuell.

U. wuchs gemeinsam mit einer jüngeren Schwester und einem älteren Bruder bei den Eltern, einem als arbeitsam charakterisierten Handwerker und einer sehr fürsorglichen Hausfrau und Mutter, auf. Die Geburt und die weitere frühkindliche Entwicklung seien unauffällig verlaufen. Die Wohnverhältnisse waren beengt, und U. stand zum Schlafen lediglich das Schlafzimmer der Eltern zur Verfügung, die hier einen kleinen Bereich für ihn abgegrenzt hatten. Die Einschulung erfolgte altersgemäß, und U. schloß die Schule mit der »Mittleren Reife« ab; die Leistungen seien bis zur Pubertät gut gewesen, später abgefallen. Er habe sich als Musterschüler angepaßt und sei Zuhause ein »Stubenhocker« gewesen. Nach Abschluß der Schule absolvierte er eine vierjährige Lehre als Maler. Er habe »Höheres« angestrebt, gleichzeitig aber Angst vor Überforderung gehabt. Sexualität sei Zuhause kein Thema gewesen. Masturbation habe er zufällig kennengelernt, und der Gebrauch von Pornoheften »normalen Inhalts« sei von der Mutter entdeckt und immer wieder vereitelt worden. Bisher habe er keine sexuellen Kontakte, wohl aber hetero- und homosexuelle Phantasien gehabt. Tiefgehende Freundschaften habe er seit der Schulzeit nicht mehr geknüpft.

Im psychiatrischen Gutachten wurde die Diagnose einer schizoiden Persönlichkeitsstörung »mit der Neigung, sich von emotionellen, sozialen und anderen Kontakten zurückzuziehen...« gestellt. Während beim Verletzen und Töten des Opfers eine Minderung der Steuerungsfähigkeit nicht auszuschließen sei, wurde sie für den sexuellen Mißbrauch als erheblich vermindert angesehen und auf »unbewußte Beweggründe« verwiesen.

Willensfreiheit

Das deutsche Strafrecht geht von der Willensfreiheit des einzelnen Menschen aus, die lediglich durch das Alter und krankhafte Zustände der Geistestätigkeit eingeschränkt werden könne, und vertritt damit im wesentlichen den Standpunkt des Indeterminismus. Vergleicht man das Strafgesetzbuch vor und nach der Strafrechtsreform, die 1975 in Kraft trat, so wird deutlich, daß heute allerdings der Krankheitsbegriff sehr viel breiter gefaßt ist und es damit ermöglicht, z.B. auch bei Persönlichkeits- und sexuellen Störungen eine Minderung (selten Aufhebung) der Schuldfähigkeit begründen zu können. Aber auch nach der Neufassung des § 51 StGB, wie er seit 1933 existierte, wäre es u.U. möglich gewesen, derartige Straftäter zu de- oder exkulpieren. Gleichwohl orientierte man sich – unausgesprochen – an dem alten § 51 StGB, der sich nur auf Rechtsbrecher bezog, die sich zum Zeitpunkt der Tat in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder einer krankhaften Störung der Geistestätigkeit befunden hatten. Bei allen anderen Störungen war man davon ausgegangen, daß sie die »freie Willensbestimmung« nicht beeinträchtigen könnten.

So kam im Fall *Bartsch*, der im Dezember 1969 wegen vierfachen Mordes und eines Mordversuchs zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt worden war, der § 51 StGB zunächst nicht zur Anwendung. Die psychiatrischen Gutachter waren der Maxime gefolgt, daß Triebtäter Menschen seien, die sich nicht beherrschen *wollen*. Er habe das Prinzip der Lustgewinnung gelten lassen und sei ein Sadist größten Ausmaßes. Er habe freiwillig zwischen Gut und Böse gewählt und sich freiwillig für das Böse entschieden. Er sei außerdem ein Intelligenzverbrecher, der nach einem genau ausgearbeiteten Plan besonnen und überlegt vorgehe und jeden unvorhergesehenen Zwischenfall sofort in seinen Plan aufnehme. Und außerdem sei er ein Hangtäter (Schaeffer 1970). Erst im Revisionsprozeß (1971) wurde *Jürgen Bartsch* eine verminderte Zurechnungsfähigkeit zugebilligt. Er wurde zu einer Jugendstrafe von zehn Jahren verurteilt und die Unterbringung in einer Heil- und Pflegeanstalt angeordnet (Moor 1991).

Der Determinismus hält daran fest, daß der Mensch in seinem Willen und damit auch in seinem Handeln nicht frei ist, sondern einer »Fremdbestimmung« unterliegt, die – je nach Sichtweise – unterschiedliche Erklärungsansätze findet. Während Ethologen und Soziobiologen eine genetische Determination postulieren, weisen Psychoanalytiker und Soziologen dem sozialen Milieu eine entscheidende Bedeutung hinsichtlich der Herausbildung guter und böser, z.B. krimineller Interaktionsmuster zu. Aus psychoanalytischer Sicht ist Kriminalität im wesentlichen auf eine pathologische Charakterorganisation zurückzuführen und basiert (Kerscher 1985) entweder auf einer mangelhaften Identifikations- und

Gewissensbildung (»psychopathische« Form der Kriminalität) oder auf zu starken oder rigiden Identifikations- und Unterwerfungsprozessen in der frühen Kindheit (»neurotische« Form der Kriminalität). Soziologen begründen Kriminalität schichtenspezifisch, sehen sie im Zusammenhang mit sozialen Strukturen oder führen abweichendes Verhalten auf einen Interaktionsprozeß zwischen Individuum und Gesellschaft, der als ein Prozeß gegenseitiger Bedingtheit und Aufschaukelung des Verhaltens von auffällig gewordenem Individuum und Instanzen sozialer Kontrolle gesehen wird (Kerscher 1985), zurück. Marxistische Überlegungen stellen im wesentlichen die Verelendung des Proletariats im Kapitalismus, die Entwicklung von Individualismus und Egoismus und die Entwicklung eines »Klassenrechts« als kriminogene Ursache heraus. Aus theologischer Sicht liegt der Ursprung des Bösen im Sündenfall (Pieper 1997, Schulte 1991).

Goudsmit (1986) betont, daß Beschränkungen der Denk-, Willens- und Handlungsfreiheit, Begriffe, die für ihn eng miteinander verknüpft sind, so oft vorkommen, daß es naiv wäre anzunehmen, daß die Ursache für diese Beschränkungen immer in einer mangelhaften Entwicklung bzw. krankhaften Störung der geistigen Fähigkeiten zu sehen seien. Die Funktionsweise des menschlichen Handelns sei zu kompliziert und die Funktionsweisen, die den Willen des Menschen mitbestimmen, zu vielfältig und gleichzeitig qualitativ zu unterschiedlich. Sie könnten in der Person selbst liegen, bewußt und unbewußt sein und von außen auf die Person einwirken. »In jeder Situation und bei jeder Handlung des Menschen müßte von neuem überlegt werden, ob und inwieweit von einer bewußten und freien Entscheidung und der Möglichkeit zu freier Willensäußerung gesprochen werden kann.«

Deliktarbeit im Spannungsfeld zwischen Patient und Justiz

Psychotherapie im Maßregelvollzug ist – wie unter normalen Bedingungen auch – auf die Verbesserung eines psychischen Leidenszustandes ausgerichtet. Da die psychische Störung aber mit dem Einweisungsdelikt in einem engen Zusammenhang steht, ist über diesen Aspekt hinaus auch der Verbesserung der zukünftigen Legalprognose umfassend Rechnung zu tragen. Von daher spielt »Deliktarbeit« im Verlauf der Therapie eine wichtige Rolle. Psychotherapie im Maßregelvollzug ist aber nicht nur durch die Erweiterung durch »atypische« Behandlungselemente gekennzeichnet, sondern auch dadurch, daß sie integriert ist in einen Behandlungsplan, der in der Regel noch weitere Module (z.B. Ergo- und Soziotherapie, medikamentöse Behandlung) umfaßt und geknüpft an ein Lockerungsschema, das schrittweise den Weg nach außen öffnen soll. Das bedeutet, daß Psycho-

therapie im Maßregelvollzug weit mehr als in einem üblichen Setting Transparenz bieten muß. Während diese im Behandlersteam noch vertretbar zu sein scheint, ist die geforderte Transparenz nach außen als wesentlich problematischer anzusehen: Stellungnahmen zum Vollzugsverlauf (Vollzugslockerungen, Fortdauer der Unterbringung) stellen die Psychotherapie in das Spannungsfeld zwischen Patient und Justizbehörden. Was muß/kann vom (behandelnden) Psychotherapeuten offenbart/verschwiegen werden?

An wesentlichen Vorteilen, wenn der behandelnde Therapeut keine Beurteilungen abgibt, sind nach Gretenkord (1995) ein offeneres und konzentrierteres Sprechen über Probleme, ohne Nachteile befürchten zu müssen, eine Entlastung der therapeutischen Beziehung sowie das Entfallen einer Funktionalisierung der Therapie (Teilnahme nur, weil sich der Patient Vorteile verspricht) zu nennen. Nachteile können sich u.a. aus der Spaltung zwischen »gutem« Therapeuten und »böser« Anstalt sowie der »Spaltung« zwischen Therapeut und Team ergeben und daraus Fehlurteile resultieren. Da das Dilemma nicht zu lösen ist, kann es nur eine Kompromißlösung geben, die allen Beteiligten und letztlich der Gesellschaft Rechnung tragen muß. Notwendig ist es in jedem Fall, Patienten darüber zu informieren, daß von den Justizbehörden Behandlungsberichte angefordert werden und die Institution, ggf. der behandelnde Therapeut verpflichtet ist, Auskünfte zu erteilen. Eigenen mehrjährigen Erfahrungen im Maßregelvollzug zufolge sind Patienten meist recht gut in der Lage, mit dieser Kenntnis umzugehen. Sie führt weder zu »Verstellung« und Anpassung, um Vergünstigungen (sprich: Lockerungen und baldige Entlassung) zu erreichen, sondern dient eher einer Auseinandersetzung mit den realen Gegebenheiten.

Unfreiwilligkeit und Motivationsarbeit

Abschließend sei noch auf das Problem der Freiwilligkeit eingegangen. Die Unterbringung im Maßregelvollzug stimmt nicht immer mit dem Wunsch des Patienten überein. Kann damit vielfach auch dem Aufenthalt in einer Strafanstalt entgangen werden, so wird sich gelegentlich nicht nur gegen die psychiatrische Etikettierung zur Wehr gesetzt, sondern bedeutet der »63er« u.U. auch eine unbefristete institutionelle Unterbringung über Jahre. Der Entlassungstermin steht nicht von vornherein fest, sondern wird von der Gefährlichkeitsprognose abhängig gemacht.

Vor allem Patienten, die der Unterbringung ablehnend gegenüber stehen, sind oft nicht bereit, sich einer Behandlung, auch einer Psychotherapie, zu unterziehen. Aber gerade eine derartige Intervention ist kaum gegen den Willen eines Patienten durchzuführen. In einem solchen Fall ist

also erst einmal die Motivation des Patienten zu wecken, ein Prozeß, der sich u.U. über Monate und Jahre erstrecken kann und die Entlassung entsprechend verzögert. Diese Konsequenz muß dem Patienten bekannt sein, damit er sie in seine Entscheidung »für oder gegen« die Therapie einbeziehen kann.

Anmerkung

- 1 Rasch (1986) schlägt vor, bei der strafrechtlichen Begutachtung einen strukturell-sozialen Krankheitsbegriff zugrunde zu legen: »Die Zuerkennung von Krankheit, die Auswirkung auf die Schuldfähigkeit haben kann, hängt davon ab, ob der zu beurteilende Zustand die Struktur von Krankheit hat und ob er die allgemeine soziale Kompetenz der Persönlichkeit beeinträchtigt.« Dieses Krankheitsmodell sei im übrigen weit genug, um auch auf die psychischen Merkmale der krankhaften seelischen Störung, des Schwachsinn und der anderen seelischen Abartigkeit angewandt zu werden.

Literatur

- Goudsmit W (1986, 2. Aufl.) Delinquenz und Gesellschaft, Medizinische Psychologie im Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen
- Kerscher I (1985, 4. Aufl.) Sozialwissenschaftliche Kriminalitätstheorien, Beltz, Weinheim und Basel
- Moor P (1991) Jürgen Bartsch: Opfer und Täter, Rowohlt, Reinbek
- Pieper A (1997) Gut und Böse, Beck, München
- Prins H (1995, 2. Aufl.) Offenders, Deviants or Patients? Routledge, London und New York
- Rasch W (1986) Forensische Psychiatrie, Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz
- Rasch W (1994) Grundlagen und Rahmenbedingungen. In: Duncker H, Dimmek B, Kobbé (Hrsg.) Forensische Psychiatrie und Psychotherapie, Wolfgang Pabst, Lengerich, Berlin, Wien, Zagreb, 9-25
- Senf W, Broda M, Hrsg. (1996) Praxis der Psychotherapie, Thieme, Stuttgart, New York
- Schaeffer MP (1970) Die Lustmörder, Lichtenberg, München
- Schulte Chr (1991) Radikal böse, Fink, München
- Schöch H (1995) Rechtliche Grundlagen der Psychotherapie im Straf- und Maßnahmenvollzug. In: Beier KM, Hinrichs G (Hrsg.) Psychotherapie mit Straffälligen, Gustav Fischer, Stuttgart, Jena, New York, 90-98
- Schumann V (1995) Behandlungsvoraussetzungen und -möglichkeiten von nach § 63 StGB Untergebrachten. In: Beier KM, Hinrichs G (Hrsg.) Psychotherapie mit Straffälligen, Gustav Fischer, Stuttgart, Jena, New York, 99-102
- Gretenkord L (1995) Sollte der Therapeut zu »63er-Patienten« Beurteilungen abgeben?. In: Beier KM, Hinrichs G (Hrsg.) Psychotherapie mit Straffälligen, Gustav Fischer, Stuttgart, Jena, New York

Aggression und Gewalt in der Psychose

Barbara Mary Hiss

Zusammenfassung

Nach einer übersichtsmäßigen Begriffsdefinition von Aggression, Aggressivität, Gewalt und der Bösartigkeit resp. des Bösen sowie einem Abriss über Gewaltformen und Aggressionstheorien wird das Vorkommen von Gewalt in Zusammenhang mit Psychosen geschildert. Im wesentlichen wird in der psychotischen Exacerbation Aggression und Gewalt eingesetzt als verzweifelter Versuch der Angstbewältigung. Die Angst, herrührend von Spannung und gestörter Wahrnehmung des eigenen Selbst und der Umwelt, konzentriert sich dabei als Abwehrmechanismus des Ich gelegentlich auf einen Fokus in der eigenen oder einer fremden Person, auf den das gesamte, eigene oder fremde vermeintliche Böse projiziert wird. Im Verstehen dieser Mechanismen liegt eine Möglichkeit der Reduktion von Gewalt, die gelegentlich in der Psychose und deren Umgebung entsteht.

Einleitung

Aggression und Gewalt scheinen unabdingbar zum Leben zu gehören, Leben ohne Gewalt scheint nicht denkbar und nur in der Utopie zu existieren (Pieper, A., 1993). Die Phänomene beschäftigen die Menschen wohl seit jeher und werden immer auch mit Werten attribuiert.

Gewalt wird im allgemeinen negativ konnotiert, sie ist böse, zuweilen das Böse schlechthin und somit verwerflich. Gewalt nimmt schädigenden Einfluß auf das Leben und müßte schon deshalb vermieden oder zumindest reduziert werden. Aber Werte unterliegen auch dem Wandel.

Zur Zeit wird in den Medien häufig von einer Zunahme der Gewalt berichtet, Gewalt in der Familie, in der Schule, Gewalt auf der Straße und in Institutionen, Gewalt gegen Fremdes und Fremde. Spezielle Formen von Gewalt gelangen vermehrt ins Bewußtsein, Tabus werden, wenn nicht gebrochen, so doch wenigstens etwas gelockert. Es wird mehr oder weniger offen über Vorkommen von Gewalt berichtet. Ob die Ereignisse, die mit Gewalt zu tun haben, real zunehmen, bleibt unklar. Wohl aber ist die Sensibilisierung gegenüber Gewalt wachsend.

Begriffliches

Mit vielen Definitionen wurde bereits versucht, die Phänomene von Aggression und Gewalt einzugrenzen; gelegentlich wurden die Begriffe stark ausgeweitet, bis sie ihrer spezifischen Bedeutung verlustig gingen und so praktisch alle Handlungsweisen einen Nimbus von Gewalt nach sich zogen. Da keine Einheitlichkeit im Begriffsverständnis besteht, ist es notwendig festzuhalten, was im folgenden unter den Begriffen verstanden werden soll.

Unter *Aggression* soll eine Verhaltens- oder Handlungsweise verstanden werden, die gerichtet Reize abgibt gegen ein Objekt oder Ersatzobjekt, welche sich an diesem mit potentiell schädigendem Effekt auswirken. Absichtlichkeit oder fehlende Absicht zur Schädigung spielen dabei keine Rolle, unbewußtes Inkaufnehmen von potentiellen Schäden unerwarteten Ausmaßes ändert am Charakter der Verhaltens- oder Handlungsweise als solcher nichts. Nicht einmal das Ausmaß der Schädigung ist entscheidend, hängt dieses doch von der kulturellen Bewertung sowie von der individuellen Sensibilität ab. Der Begriff an sich ist wertneutral.

Aggressivität ist demzufolge die Bereitschaft zu einer Handlungs- oder Verhaltensweise, die an ihrem Zielobjekt unter Umständen Schaden hinterläßt, unabhängig davon, ob dieser Schaden beabsichtigt und voraussehbar war oder nicht.

Gewalt soll das Einsetzen von Zwang, einer möglichen relativen Überlegenheit an Stärke, Kraft, Macht oder irgendwelcher Mittel sein zum Zwecke (absichtlich) oder mit der Folge (unbewußt), daß das Objekt in irgend einer Weise eingeschränkt oder beschränkt wird in seinem Willen, seinen Möglichkeiten sich auszuleben, seiner Entwicklung oder Verwirklichung oder aber der Befriedigung seiner Bedürfnisse. Dabei kann Gewalt unter Umständen auch größere Schäden verhindern: So schützt die elterliche Gewalt und Einschränkung der kindlichen Intentionen das Kind vor von ihm noch nicht wahrgenommenen Gefahren oder die Einschränkung des Handlungsspielraumes von einzelnen Personen oder Personengruppen unterbindet selbstschädigende oder fremdgefährliche Handlungsweisen. Und schließlich hindert der Einsatz von staatlicher oder personeller Gewalt gegenüber Gewalttätern diese daran, weitere gewalttätige Handlungen zu begehen. Gewalt kann in diesem Sinne als positiver oder schützender Einsatz von Überlegenheit gegenüber dem Empfänger gewertet werden. Auf der anderen Seite stehen negativ bewerteter Mißbrauch von Macht und Stärke gegen den schwächeren Kontrahenten, der unweigerlich Verlusten ausgesetzt wird und Schaden nimmt. Gewalt wäre demnach eine aus der momentanen Position der Überlegenheit heraus ausgeübte Aggression gegen andere, zum Nutzen oder Schaden eben dieser anderen.

Im Gegensatz dazu steht die *Bösartigkeit*, die einzig auf Zerstörung aus ist. Sie kennt keine positiven Auswirkungen und trachtet nur nach Vernichtung. Im religiösen Kontext wird Bösartigkeit oft mit dem Bösen an sich gleichgesetzt und in der Gestalt des Teufels oder von Dämonen vorgestellt.

Formen von Gewalt

Gewalt kann aktiv ausgeübt werden in Handlungen oder passiv durch Unterlassung. Daß es sich dabei um Gewalt handelt, ist dem Täter vielleicht bewußt, muß es aber nicht sein. Es existieren unzählige Formen von Gewalt, physische und psychische Gewalt, verbale und brachiale, aktive wie Ausbeutung und Mißhandlung in allen Formen und passive wie Vernachlässigung und Nichtbeachtung, aber auch sämtliche Graduierungen kommen vor, die zwischen milderer Formen von Beeinflussung bis zur vollständigen Überwältigung und Zerstörung des anderen reichen. Die sichtbare Verletzung des Objektes ist nicht zwingende Voraussetzung dafür, daß Gewalt vorliegt, auch Drohungen sind gewaltsame Mittel, um andere gefügig zu machen; Gewalt existiert in offenen und versteckten Formen.

Gewalt richtet sich gegen gleiche wie auch gegen andere, die Gewalt Empfangenden werden zu Gewalt Ausübenden gegenüber dem Verursacher oder dem nächst Schwächeren, wahlweise sind alle Beteiligten Täter wie auch Opfer. Daß dabei Merkmale wie z.B. Erfahrungen und die Lerngeschichte des Gewaltopfers modulierend eingehen auf die Art und Weise, wie reagiert wird und Gegengewalt ausgeübt wird, ist selbstverständlich.

Gewalt läßt sich auf mannigfaltige Weise einteilen, etwa nach äußerlich-formalen Kriterien oder im Gegensatz dazu nach inhaltlichen oder motivationalen Eigenheiten (Selg, H. et al., 1997); keine Einteilung umfaßt wirklich das gesamte Spektrum oder trägt wesentlich zum Verständnis des Phänomens bei. Auch die Bewertung von Gewalt wird dadurch nicht erleichtert, sondern diese untersteht weiterhin den am Ort geltenden kulturellen Regeln und den zur Zeit aktuellen Normen. Die moralische Bewertung kann sich retrospektiv durchaus ändern.

In unserer beengenden Welt wird viel von struktureller Gewalt gesprochen (Galtung, 1971): Darunter wird auf den ersten Blick zwangsläufiges Auftreten von Gewalt in Abhängigkeit von gegebenen Verhältnissen gesehen. Die Gegebenheit dieser Verhältnisse wird oft vorausgesetzt, ohne daß darüber weiter Rechenschaft abgelegt werden muß. Als solche Gegebenheiten werden z.B. gesellschaftliche Verhältnisse, kulturelle und religiöse Normen, hierarchische Strukturen, architektonische Räume, finanzielle

Rahmenbedingungen, organisatorische Abläufe oder andere institutionelle Gegebenheiten gedeutet, denen man in der Regel nur schwer eine allfällige Veränderbarkeit zuschreibt. Nichtsdestotrotz sind auch hier die Bedingungen zur Gewaltentstehung zu überdenken und ist die Frage nach Zwang oder Unumstößlichkeit der Grundvoraussetzungen zu stellen. Mit weniger konventionellem Denken läßt sich in entsprechenden Situationen das Gewaltpotential reduzieren.

Aggressionstheorien

Über die Entstehung der Gewalt existieren verschiedene Aggressionstheorien, vorab die Triebtheorien psychoanalytischer Art (Freud, S., 1920, Adler, A., 1908) oder ethologischer Natur (Lorenz, K., 1963). Triebe vermögen aber das Verhalten und die menschliche Natur nicht befriedigend zu erklären, die Reduktion von Aggressivität auf ein durch Triebe gesteuertes Verhalten entbehrt des moralischen Standpunktes (Schweitzer, A., 1923, Galtung, J., 1971).

Die Frustrations-Aggressionstheorie (Dollard, J. et al., 1939) besagt, daß einerseits Aggression immer eine Folge von Frustration sei und daß andererseits Frustration immer zu Aggression in irgendeiner Form führe. Auch diese Hypothese ließ sich aber nicht halten, die auf Frustration hin auftretende Antwort muß nicht notwendigerweise Aggression sein, sondern ist vom Individuum und seiner Lerngeschichte abhängig. Konstruktive Bewältigung von Frustration müßte eigentlich Ziel der menschlichen Entwicklung sein.

Am meisten Bedeutung erlangen heute lernpsychologische Theorien, die ausgehend von angeborenen Komponenten eine individuelle Lerngeschichte voraussetzen zur Entwicklung eines persönlichen Stils des Umgangs mit Aggressionen. Alle möglichen Arten von Lernprozessen spielen dabei mit wie z.B. klassische Konditionierung nach Pawlow, operante Konditionierung (Skinner, 1938) oder Lernen am Modell (Bandura, A. 1960).

Gewalt in der Psychose

So wie im Leben mannigfaltige Vorkommnisse, die mit Gewalt zu tun haben, existieren, kommt es auch in der Psychose immer wieder zu Gewaltausbrüchen unterschiedlicher Art. So wie wir unterschiedliche Erfahrungsqualitäten sinnlicher Wahrnehmungen in besonders lebhafter Form in Zusammenhang mit psychotischen Störungen sehen, können wir auch das

Vorkommen von Gewalt in besonderer Lebhaftigkeit und Ausprägung beobachten.

Es ist dieses Unerwartete am Ausmaß und/oder an der Ausdrucksform der Gewalt und Aggression in der Psychose, das schwer nachvollziehbar, gelegentlich nicht eruierbar ist. Nicht selten wird es mit übernatürlichen Kräften und Gestalten in Zusammenhang gebracht. Im Wahn erscheinen Heilige, Tote und der Teufel leibhaftig, ihre Stimmen werden halluziniert und so erhaltene Befehle und Weisungen befolgt. Unlogisches wird dadurch scheinbar verständlicher, es tritt eine Entspannung ein, durch eine Ersatzordnung wird den ins Chaos geratenen Momenten wieder eine scheinbare Gesetzmäßigkeit auferlegt.

In der psychotischen Dekompensation sucht der betroffene Mensch sich zu schützen, er ist bestrebt, den Verlust des Gefühls für seine eigene Identität wettzumachen. Er fühlt sich bedroht, seine Ich-Einheit zu verlieren und ist mit allen Mitteln bereit, diese zu verteidigen. Er steht unter Hochspannung, wobei sich diese Spannung unter allen Umständen zu entleeren sucht, sie sucht sich notfalls mit Gewalt ihren Weg.

Während er im nicht-psychotischen Zustand durch Gefühlsarmut oder gar Gefühlsverlust imponiert, unnahbar und wenig einfühlbar wirkt in seinem Verhalten, was häufig durch Kontaktarmut und Beziehungsmangel noch verstärkt wird, sind die gelegentlich unerwarteten Gewaltausbrüche ebenso wenig nachvollziehbar für seine Umwelt. Dabei haben diese in der Regel die Funktion, Angst abzuwehren. Die Angst zu zerfallen, sich zu verlieren, sich seiner nicht mächtig zu sein, sich nicht zu spüren und sich in diesem Zustand fremd gegenüber dem ganzen Umfeld zu fühlen, ist der Boden, auf dem die psychotische Gewalt wächst. Diese Angst wird als äußerst starke Bedrohung des nicht gesicherten Ich aufgefaßt und fordert Gegenmaßnahmen.

Häufig besteht von Grund auf eine enorme Verletzlichkeit; schlechte Erfahrungen bei übermäßiger Empfindlichkeit gegenüber allen möglichen Reizen führen nicht selten zu Rückzugsverhalten aus Selbstschutz. Das auffallende Verhalten, die Beziehungsarmut wiederum wecken Argwohn oder zumindest Erstaunen in der Umwelt. Die daraus resultierenden Begegnungen sind wenig förderlich, der Tendenz zum Rückzug und zum Alleinsein zu entsagen. Erfahrungen auf der Beziehungsebene bleiben oft spärlich, das Vertrautwerden mit Mitmenschen und der gewandtere Umgang mit ihnen bleiben aus. Der Graben wird immer tiefer, die Absonderlichkeit immer stärker. Schließlich resultieren Mißtrauen oder überzeugte Ablehnung auf beiden Seiten.

Wenn in der Psychose Sinneseindrücke und Gedankenblitze überhaupt nicht mehr diskriminiert werden können, keine Unterscheidung mehr stattfinden kann zwischen bedeutungsvoll und unwichtig, kommt es zu

einer wahren Überschwemmung von äußeren und inneren Reizen aller Art. Diese Flut von Wahrnehmungen bedeutet Streß im höchsten Maß. Der Bezug zur Realität ist massiv gestört, die Kommunikation meist abgebrochen. Umwelt und Mitmenschen werden nicht selten als bedrohlich erlebt.

»Das Böse im andern«

Bereits Freud (1926) sprach von verschiedenen Abwehrmechanismen, welche sich das Ich konstruiert zum Schutz vor Bedrohlichkeiten aller Art. Sind es einerseits die Triebe, die abgewehrt werden müssen, kommen andererseits auch Affektionen vor, die ein vermehrtes Bedürfnis nach Schutz verursachen. Diese Affektionen stellen ein Konglomerat dar von Wahrnehmungen und Sinneseindrücken, deren spontaner Interpretation, sowie von Gedankenbruchstücken. Gegen die Überwältigung durch diese Flut von Reizen sucht sich das Ich zu schützen. Unter gewissen Umständen nutzt es dazu den Vorgang der Projektion. Das Ich verschiebt dabei die belastenden Eigenheiten auf ein geeignetes anderes Objekt, das mehr oder weniger gut erreichbar ist. In diesem anderen Objekt, oft ist es ein anderer Mensch, vereinigt sich dann virtuell alles, wodurch sich das eigene Ich bedroht fühlt. Anstatt sich mit diesen Eindrücken und der dadurch ausgelösten Angst auseinandersetzen zu müssen, flüchtet sich das Ich in die scheinbare Ruhe des Nichts-tun-Könnens, indem alles Bedrohliche aus dem eigenen Wirkungskreis entfernt wird und in einen fremden Verantwortungsbereich hinein lokalisiert wird. Die eigene Ohnmacht erzeugende Angst wird so abgewehrt und die Bedrohlichkeit projiziert in einen anderen. Die Bedrohung wird vom anderen ausgehend wahrgenommen, muß jetzt aber unter allen Umständen bekämpft werden. Dieses Hinausverlegen eigener Vorstellungen, Wünsche und Gefühle in die Außenwelt geschieht selbstverständlich unbewußt; es werden dadurch anderen Personen und/oder Gegenständen Eigenschaften verliehen, die man bei sich selbst kennt.

In der psychotischen Phase wird das Individuum überflutet von zahlreichen Reizen, realen und halluzinierten, von Eindrücken und Ängsten. Die Zuordnung zur Realität und die adäquate Einschätzung nach Gefahrenmomenten gelingt nicht mehr. Die Realitätskontrolle setzt aus. Das Individuum erlebt sich in dieser Situation ausgesetzt und in höchster Gefahr. Nicht selten nimmt diese Gefahr eine symbolische Gestalt an, oder sie wird personifiziert. Sind es bei manchen Psychotikern Errungenschaften der modernen Welt wie Elektrizität, Radioaktivität, Strahlen und Wellen, die über moderne Medien (Telephon, TV, Computer, Abhör- und Kontrollsysteme) wirksam werden, so finden sich bei anderen archaisch anmuten-

de Gestalten: Heilige, Gott und der Teufel erscheinen leibhaftig. Gut und Böse werden getrennt, gespalten in extreme, jeweils nur die eine Seite verkörpernde Figuren. Das Böse erscheint dem Psychotiker in Gestalt des Satans. Alles Böse, das Böse im Individuum selbst wie auch das Böse in der Welt und im anderen Menschen vereinigt sich in einer einzigen Figur des Bösen. Spannung, Angst, Unruhe, gestörte Wahrnehmung des eigenen Ich und einer veränderten Welt konzentrieren sich schließlich als eigentliche Leistung des kranken Ich in dieser fiktiven Gestalt des Bösen, das nun bekämpft werden kann und muß. Es ist nicht das eigentlich Schlechte im Anderen, das gesehen und bekämpft wird, es ist die Konzentration alles vermeintlich Negativen im eigenen Ich und in der Welt, das an diesem einen Punkt konzentriert wird und übermächtig wächst, aber zugleich überschaubar erscheint. Dieses personifizierte Böse erscheint dem Psychotiker unter Umständen in realen Menschen: der Teufel nimmt Gestalt an und agiert im Mitmenschen. Gegen diesen so verkannten Mitmenschen richtet sich nun die Angst und die Aggression, von ihm geht die Bedrohung aus, gegen ihn muß sich der Psychotiker wehren. Das Ausmaß der Angst, die bekämpft werden soll, hat mit dem Ausmaß der Gewalt zu tun, die als Abwehr gegen dieses Böse vom Psychotiker eingesetzt wird. Einmal ist es eine einfache Ohrfeige, die helfen soll, in einer anderen Bedrohungssituation kommt es zum Totschlag in Abwehr des vermeintlich Bösen.

Fallbeispiel 1: Eine junge, erstmals psychotisch gewordene Frau kommt zur Erstaufnahme in die psychiatrische Klinik. Dort wird sie von der Psychotherapeutin befragt. Während des Gesprächs, das in einer relativ ruhigen Stimmung stattfinden kann, steht die Patientin unvermittelt auf und verpaßt der Therapeutin eine Ohrfeige. Nach Abklingen der Psychose kann sie erklären, daß sie während des Gesprächs plötzlich vermutet hatte, daß die Therapeutin mit dem Teufel im Bunde stehen müßte, weil sie derart ruhig hätte bleiben können in ihrer Gegenwart.

Fallbeispiel 2: Ein ausländischer Mann von 26 Jahren ändert durch die Eheschließung mit einer einheimischen Frau seinen Aufenthaltsstatus und verliert deswegen die Arbeitsstelle. Es wird ihm daraufhin Schwarzarbeit angeboten, die er sich anzunehmen aber nicht getraut. In der Ehe entstehen heftige Spannungen, da die Ehefrau sich unvermutet in der Lage sieht, für beide finanziell aufkommen zu müssen. Der Druck durch mangelnde finanzielle Mittel steigt mehr und mehr, der Mann erlebt immer wieder Absagen in Stellenbewerbungsverhandlungen. Seinen früheren Kollegenkreis hat er überdies nach dem Stellenverlust verloren, auch den nahen und täglichen Kontakt zum älteren Bruder, der in der gleichen Firma wie er gearbeitet hat. Es kommt schließlich zur Erstmanifestation einer Psychose aus dem schizophrener Formenkreis. In dieser Phase trennt sich der Mann von seiner Ehefrau und zieht aus der gemeinsamen Woh-

nung aus. Anlässlich eines Besuches bei der jetzt getrennt lebenden Ehefrau fordert diese ihn auf, doch wieder zu ihr zu ziehen und will sich ihm zärtlich nähern. Der Mann flüchtet auf den Balkon. Die Frau folgt ihm dahin nach und nötigt ihn hereinzukommen. Ohne weitere Fluchtmöglichkeit auf dem Balkon des sechsten Stockes sieht sich der Mann in die Enge getrieben, er greift nach einem zufällig daliegenden Holzstock. Er schlägt auf die Frau ein, die rasch zu Boden sinkt und leblos liegen bleibt. Nach Behandlung der Psychose in der Untersuchungshaft gibt der Mann an, die Stimme seines Bruders hätte ihm gesagt, in seiner Ehefrau stecke ein böser Dämon, der ihm ans Leben wolle.

»Vom Bösen besessen«

Während bei der Projektion die gesammelte Bedrohlichkeit nach außen gerichtet wird gegen ein anderes Objekt, wird sie in der Introjektion im eigenen Inneren erlebt und lokalisiert. Das Bild, im gutem wie im schlechten Sinne, das man sich über einen anderen Menschen macht, wird schlußendlich ganz in das eigene Ich aufgenommen. Bei der Identifizierung kommt es dazu, daß die Funktionen, die einem anderen zugeschrieben werden, fortan durch das eigene Ich übernommen werden. Dieses beginnt stellvertretend für den anderen zu handeln. Das Böse oder vielleicht das Böse in Gestalt des Teufels hält Einzug im eigenen Selbst. Der Teufel wirkt durch die eigene Person. Ich bin es, der vom Teufel ausersehen wurde, der Welt zu schaden oder sie zu vernichten. Ich werde zum Instrument des Satans. Mit imperativen Stimmen diktiert das Böse, was ich zu tun habe, es wird mir befohlen, was meine Pflicht ist zu tun. In dieser Aufgabe richte ich all meine Aggressionen und meine Kräfte nach außen, um den Befehlen nachzukommen. Ganz im Gegensatz zum göttlichen Sendungsbewußtsein, die Welt vom Bösen erlösen zu müssen oder einzig erlösen zu können, steht hier das Böse als Auftraggeber hinter mir und fordert verwerfliche Taten.

Menschen, die unter ausgeprägten Halluzinationen leiden, beispielsweise nicht nur unter akustischen, sondern auch unter Körperhalluzinationen, wähnen sich gelegentlich vom Bösen besessen. Koenästhetische Halluzinationen können zu quälenden Schmerzen werden, die naturgemäß mit herkömmlichen Schmerztherapien nicht zu beherrschen sind. Die betroffenen Menschen fühlen den Teufel leibhaftig in sich, er bewohnt sie, frißt sie inwendig allmählich auf, entzieht ihnen ihre Kräfte und Säfte, sie verenden innerlich oder verfaulen von innen her. Schier unerträgliche Schmerzen werden durch diesen Teufel verursacht. Der Betroffene fühlt sich derart geplagt und gequält, daß er versucht, sich zu befreien. Fühlt er

sich durch das inkorporierte Böse heftig genug gemartert, so richtet er seine zerstörerischen Kräfte nach der vermeintlichen Lokalisation des Bösen ins eigene Innere und fängt an, sich selbst zu traktieren. Er versucht, das Böse aus sich heraus zu bringen, es gewaltsam zu entfernen. In diesem Bemühen schlägt er mit dem Kopf gegen die Wand, um den Teufel oder Dämon darin umzubringen, die befehlenden Stimmen endlich zum Schweigen zu bringen. Er versucht, mit Schneiden und Brennen das faule, vergiftete Fleisch zu entfernen, er traktiert den Sitz des Dämons, da, wo er die Körperhalluzinationen am meisten spürt mit aller Gewalt, um das Böse in sich zu besiegen.

Fallbeispiel 3: Ein schizophrener Mann glaubte, den Teufel in seinem Kopf zu tragen. Er fühlte ihn klar lokalisierbar an einer Stelle im Hinterkopf. Von da aus diktierte der Teufel ihm und die Welt, er kontrollierte und steuerte nicht nur seine Gedanken, sondern gab ihm auch Anweisungen und Aufträge. Das schlimmste aber waren die schier unerträglichen Schmerzen am Sitz des Teufels, unter denen der Mann immer wieder und immer häufiger litt. Anfangs versuchte er mit Wasser den Schmerz zu lindern, tauchte seinen Kopf immer länger unter das fließende Wasser und raufte sich die Haare aus. Als alles nichts nützte und der Schmerz sogar heftiger wurde, wollte er die Stelle herauschneiden. Er suchte deshalb alle erreichbaren Neurochirurgen auf und wollte sich operieren lassen. Aber keiner wollte sich darauf einlassen. Schließlich griff der Mann voller Verzweiflung selbst zum Messer und begann, sich massiv zu verletzen. Er wurde dabei allerdings überrascht und konnte gerettet werden.

Zusammenhang mit Ich-Störung

Das Ich als zentraler Kern der Persönlichkeit dient der Realitätskontrolle. Es enthält das individuelle Steuerungszentrum aller Gedanken und Handlungen, der Wahrnehmungen und deren Interpretationen sowie der emotionalen Impulse. Das Ich kontrolliert die Regungen des Es und steuert die Strebungen des Über-Ich. Dem Ich obliegt die Verantwortung für alles Tun und Lassen. Das Ich wird in der individuellen Entwicklung ausgebildet und bewußt. Wesentliche Merkmale sind Identität, Konsistenz, Aktivität, Vitalität und Abgrenzung. Die Beschaffenheit dieser Merkmale bilden in ihrer Gesamtheit die Ich-Stärke. Störungen dieser Ich-Ausbildung erhöhen die Vulnerabilität des Individuums beträchtlich, das Ich fühlt sich bedroht, zu wenig überlebensfähig. Es kämpft um sein Überleben, versucht, Bedrohungen abzuwenden. Ist die Selbstwahrnehmung mangelhaft, kommt es häufig zu Aggression als Reaktion auf die Verunsicherung durch diese Störung. In Zusammenhang mit Erkrankungen aus dem schizophrenen

Formenkreis wird die Selbstwahrnehmung nachhaltig gestört, es entwickelt sich in der Regel eine Ich-Störung: Die Qualitäten des Ich-Bewußtseins sind nicht ausgereift. Die betroffenen Menschen fühlen sich in der psychotischen Phase gesteuert durch andere, sie sind sich der Herkunft ihrer eigenen Gedanken nicht sicher und wähnen, daß diese beeinflusst werden, ihnen von außen beliebig eingegeben oder wieder entzogen werden können, bisweilen auch unvermittelt abbrechen und abreißen durch den Einfluß fremder Mächte (Ich-Aktivität). Eine Überaktivität wird gelegentlich ersetzt durch aggressive Aktivität, welche die Untergangsanst zu überwinden, das Individuum vor Desintegration zu bewahren sucht. Der eigene Wirkungskreis, die Einflußsphäre wird in der Psychose stark eingeschränkt erlebt (Ich-Vitalität). Psychotische Menschen fühlen sich durchlässig, permeabel für Einflüsse und Blicke von außen und durch andere Personen. Sie fühlen sich, als ob ihr Inneres und ihre Gedankenwelt einsehbar wäre von jedem beliebigen anderen Menschen (Ich-Demarkation). Es gibt keine schützende Grenze zwischen ihnen selbst und der Umwelt. Sie fühlen sich, wie in Zellophan gehüllt, durchsichtig, ihr Inneres allen Blicken ausgesetzt. Solche Menschen berichten gelegentlich über Traumbilder von Häusern mit gläsernen Wänden, deren Innenleben einsehbar von aller Welt der Öffentlichkeit dargeboten wird. Da sie sich allseitig beeinflusst fühlen, sind sie sich auch ihres zeitlichen Überdauerns (Ich-Konsistenz) und ihrer unverwechselbaren Eigenart (Ich-Identität) nicht sicher. Sie erleben ihr Ich nicht als unabhängig und selbständig, sondern als Spielball anderer, fremder und äußerer Mächte, die sich ihrer beliebig als willenloses Werkzeug zu bedienen vermögen.

Häufig wird versucht, das gestörte Ich-Erleben durch Wahnbildung zu kompensieren. Im Wahn wird die Realität in eine leichter erträgliche Lebensform gebracht, im Wahn wird ausgelebt, was die Realität versagt. Im Wahn wird eine virtuelle Scheinwelt aufgebaut, die den Verlust wieder aufhebt und ein neues Gleichgewicht herzustellen versucht. Es tritt eine Linderung der durch die Störung empfundenen Beschwerden ein. Im Wahn werden ein Ersatz-Ich oder leichter greifbare Ersatz-Objekte vorgestellt, in der Phantasie kann ausgelebt werden, was das reale Leben nicht bietet.

Gewalt und Angst

Die allgemeine Verunsicherung bezüglich des Ich-Erlebens erzeugt Angst. Angst davor unterzugehen, mißbraucht zu werden, sich aufzulösen, zu zerfließen, vollkommen unkenntlich zu werden, sich zu verlieren, langsam vergiftet oder brutal zerstört und vernichtet zu werden. Wahre Todesangst entsteht. In dieser existentiellen Not sieht sich der psychotische Mensch.

Wenn er vermeintlich Wege und Möglichkeiten sieht, sich diesen Qualen zu entziehen, so wird er es versuchen. Es wird ihm dabei nicht möglich sein, die Tauglichkeit seiner Mittel zu prüfen, weil sein Bezug zur Realität ebenfalls tief gestört ist. So wird er versuchen, mit Zeitungen und Plastik einströmende Gifte draußen zu halten, Sonnenbrille und Handschuhe sollen ihn weiter schützen oder absonderliche Kleidungen sollen Kontaminationen verhindern. Er versucht, mit Wasser wegzuschwimmen, was ihn bedroht, getraut sich häufig nicht mehr, Nahrung oder Trinken zu sich zu nehmen. Oft verschanzt er sich, versucht Licht und Luft draußen zu halten. Das Eindringen von fremden oder auch bekannten Menschen in das vermeintliche Refugium wird als höchste Bedrohung aufgefaßt. Er glaubt, daß man ihm ans Leben will und wehrt sich entsprechend aus dieser lebensbedrohlichen Angst heraus.

Es sind unvorstellbare Qualen, die das Überleben des Psychotikers gefährden. Er kämpft nicht nur gegen den Rest der Welt, sondern auch gegen das Böse in seiner schlimmsten Gestalt. Er fühlt und sieht alle Gesandten der Hölle, für ihn sind sie seine unmittelbare Realität direkt um ihn herum oder noch bedrohlicher in ihm selbst. Mit der Bedrohlichkeit wächst auch seine Angst ins Unermeßliche. Die Angst steuert dann sein Tun oder lähmt ihn völlig. Bleibt er handlungsfähig, so wird er unter Umständen alle ihm mögliche Aggression mobilisieren und mit Gewalt aus der gräßlichen Situation auszubrechen suchen. Er schlägt um sich, setzt alle zur Verfügung stehende Kraft ein und nutzt, was immer ihm zur Verfügung steht. Auch Instrumente werden eingesetzt, sei es mehr zufällig, was greifbar ist, oder gezielt und geplant. Diese bodenlose Angst richtet sich auf einzelne andere Menschen, die im Wahn verkannt werden, gelegentlich werden Morddrohungen gegen diese ausgestoßen. Solche Drohungen müssen unbedingt ernstgenommen werden, Psychotiker sind fähig, die Drohungen in die Tat umzusetzen. Sie scheuen keine Gewalt und keine Mittel, sich von ihrer eigenen vermeintlichen Lebensbedrohung frei zu machen. Nicht selten halluzinieren sie auch Befehle, jene anvisierten Menschen wegzuräumen. Imperative Stimmen befehlen ihnen, den vermeintlichen Bedroher zu töten.

Gelegentlich sind es aber auch die zufällig anwesenden Menschen, die durch ihr Auftauchen den Versuch, die Bedrohung abzulenken, stören. Durch ihr Erscheinen durchbrechen sie den vermeintlichen Schutzschild. Die Gefahr, der Bedrohung wiederum schutz- und wehrlos ausgesetzt zu sein, wird durch ihr Auftauchen schlagartig erhöht. Die Eindringlinge bringen neue Gefahr mit sich und gefährden den Psychotiker in seiner Vorstellung ernstlich. Er wehrt sich gegen die Angst und versucht, die Eindringlinge und die wachsende Bedrohung auszuschalten. Alle Mittel können dazu recht sein, wenn sie nur Nachlassen der Gefahr und damit der Angst versprechen. So gerät auch der zufällig anwesende unvermutet in Gefahr.

Er ist der vom Psychotiker ausgehenden Gewalt, die sein Leib und Leben bedroht, ausgesetzt. Die Gewalt dient hier dem Versuch, die Bedrohlichkeit abzuwenden und die Angst davor zu reduzieren. Sie kommt aus erster Gefährdung, so wie diese vom Psychotiker wahrgenommen wird, und wird selbst zu einer Gefährdung für andere. Es ist nicht Bösartigkeit, die abwehrendes Handeln des Psychotikers prägt, sondern es ist die tiefe Verzweiflung äußerster Angst und Not, in der er sein Leben bedroht sieht. Das Ausmaß der Angst erklärt das Ausmaß der Gewalt, die dabei zur Anwendung gelangt, geht es doch schlicht um Leben oder Tod für den Psychotiker. In dieser vermeintlichen Lebensgefahr mobilisiert er alle ihm zur Verfügung stehenden Kräfte und Mittel. Oft unvermittelt und unerwartet trifft diese Abwehr ein mit aller möglichen Kraft und überrascht gelegentlich den ahnungslosen Dritten, tiefe Schäden verursachend. Dennoch kann der Psychotiker für seine Gewalt nicht belangt werden, in seiner Vorstellung und seinem Denken ist seine gewaltsame Reaktion zu verstehen und gerechtfertigt. Es ist nicht Arglist und Bösartigkeit, die ihn zum gewaltsamen Handeln treiben, sondern die tiefe aus der bedrohlichen Gefahr heraus wachsende Angst und Verzweiflung, in der er sich wähnt. Der Wahn, der sein Leben aufs äußerste bedroht, ist für den Psychotiker Realität. Mit realen Mitteln setzt er sich zur Wehr im Kampf gegen das vermeintlich reale Böse. Da seine Realitätskontrolle versagt, ist es ihm auch nicht möglich, die Gewalt seiner Abwehr zu dosieren. Er wird alles einsetzen, was ihm zur Verfügung steht, das äußerste seiner Kräfte. Er wird auch nicht von seinem Handeln ablassen können, wenn sein Gegenüber reagiert. Er wird sich so lange weiter wehren, wie er sich bedroht fühlt oder er sich noch zu wehren vermag. So kommt es, daß Psychotiker gelegentlich bereits wehrlose Opfer weiter traktieren und nur mit Gewalt davon abgehalten werden können.

Gewalt als Umgebungsreaktion

Wenn Psychotiker gewalttätig werden gegen ihre Umgebung, bedarf es häufig in irgendeiner Form der Gegengewalt, um den Gewaltakt zu durchbrechen. Mit Übermacht muß der Zirkel durchbrochen werden. Mahnung zur Vernunft und verbale Aufforderung helfen in der Regel nichts, der Bezug zur Realität besteht nicht mehr. In der akuten Situation gilt es vorrangig, Leben zu schützen, das Leben des Psychotikers wie auch das Leben aller anderen Beteiligten. Zögerliches, angstvolles Auftreten belastet die Situation zusätzlich, Entschiedenheit und überzeugte Sicherheit nehmen häufig viel Angst weg und vermögen die Situation zu beruhigen. Auch Abschirmung aller ausschaltbaren Reize entschärft die Situation, was den

Psychotiker gelegentlich bereits zur Ruhe kommen läßt. Die Situation sollte so übersichtlich wie möglich gestaltet werden, unbeteiligte Personen sollten ferngehalten werden. Es kann sein, daß es brachiale Gewalt braucht, um den Psychotiker festzuhalten, ihn daran zu hindern, sich für andere weiterhin bedrohlich zu verhalten, um sich zu schlagen oder andere gezielt zu attackieren. Er muß gelegentlich weggebracht werden von wahnhaft verkannten Personen, die durch den Wahn zu Zielen seiner Gewalt geworden sind. Nicht selten bedarf es der Unterbringung an einem sicheren und überschaubaren Ort, der von der psychiatrischen Klinik zur Verfügung gestellt werden kann. Zwar ist es wiederum Gewalt, die zur Anwendung gelangt, wenn es darum geht, eine Person gegen ihren Willen festzuhalten oder gar zu behandeln, diese Gewalt geschieht aber aus Fürsorge und untersteht strengeregelten Gesetzmäßigkeiten sowie einer Aufsichtsbehörde. So wie sich die Situation beruhigt und die Psychose abklingt, werden die Rahmenbedingungen wieder gelockert und der genesende Mensch allmählich wieder in seine eigene Verantwortung entlassen oder nur so weit eingeschränkt, wie es seine Fürsorgebedürftigkeit verlangt. Persönliche Freiheit und Recht auf Selbstbestimmung sind hohe Rechtsgüter, die zu respektieren sind. Der Schutz von Leben hat aber, wenn Gefahr im Verzug ist, Vorrang. Es gilt dann, nicht nur die wahnhaft verkannte Umgebung zu schützen, sondern den Menschen selbst in seiner Psychose. Es muß verhindert werden, daß er gewalttätig wird gegen andere wie auch gegen sich selbst. Auch sein Leben ist zu schützen, die Risikoabwägung und Realitätskontrolle, die ihm selbst fehlen in der akuten Psychose, müssen von außen subsidiär geleistet werden. Es geht um Fremd- und Selbstschutz vor schädlicher Gewalttätigkeit.

Da ihm die Realitätskontrolle fehlt und er im krankhaften Wahn lebt und denkt, muß er als urteilsunfähig eingestuft werden. Seine Kriterien entstammen dem Wahn und haben keine Gültigkeit über die Psychose hinaus. Zwei Welten stoßen aufeinander, zwei Welten mit unterschiedlichen und unvereinbaren Gesetzmäßigkeiten. Einsichtsfähigkeit und Schuldbewußtsein gehören nur in die reale, nicht aber in die wahnhafte Welt. Da der Psychotiker aus Krankheitsgründen nicht die Wahl hat, sich für die eine oder andere dieser Welten zu entscheiden, kann er nicht zur Verantwortung gezogen werden.

Schutz und Prävention

Es soll unser Anliegen sein, Gewalt so weit als möglich zu verringern. Im Verstehen der Zusammenhänge zwischen Wahn, dadurch erzeugter Bedrohung, die Angst verursacht, und allen Abwehrversuchen mittels Gewalt liegt

der Schlüssel. Im Wissen um die Bedingungen zur Entstehung von Gewalt in Zusammenhang mit Wahnerleben liegen die Möglichkeiten zur Prävention von Gewaltanwendung. Frühzeitiges Eingreifen kann Schlimmeres verhindern. Zu Beginn läßt sich unter günstigen Umständen vielleicht manches im Gespräch beruhigen, so daß es gar nicht zu massiver Bedrohung kommen muß. Eine adäquate Behandlung kann verhindern, daß es zur floriden Psychose kommt. An der Krankheitseinsicht muß auf jeden Fall sorgfältig gearbeitet werden. Dazu gehört auch eine einfühlsame und ehrliche Aufklärung über die Natur der Erkrankung ohne Beschönigungen, aber mit Klarheit und dem Maß an Hoffnung, das gerechtfertigt erscheint. Der Therapeut, die Therapeutin soll gegenwärtig sein und die Reaktionen auffangen helfen, die allenfalls durch die Aufklärung ausgelöst werden. Dabei ist das Verstehen die wichtigste Grundvoraussetzung zur Verhinderung von Gewalt. Je besser die Zusammenhänge verstanden werden, desto besser kann der kranke Mensch unterstützt, aber auch genauso wie seine Umgebung vor Gewalt geschützt werden. Es kommt zu mehr Sicherheit im Auftreten und in der Führung einer Behandlung, zur besseren Abschätzung möglicher Weiterentwicklungen und zur besser zutreffenden Einschätzung des Gewaltpotentials, was wiederum dazu führt, geeignete präventive Maßnahmen zum richtigen Zeitpunkt einleiten zu können. Gewalt wird dadurch verringert.

Literatur

- Adler, A.: Der Aggressionstrieb im Leben und in der Neurose, Fortschritte der Med., Leipzig, 1908
- Bandura, A.: Relationship of family patterns to child behavior disorders, Progress report, Stanford Univers. 1960
- Dollard, J. et al.: Frustration and aggression, New Haven 1939
- Freud, S.: Jenseits des Lustprinzips, Ges. Werke, Bd. XIII, 1920
- Freud, S.: Hemmung, Symptom und Angst, Ges. Werke, Bd. XI, 1926
- Freud, A.: Das Ich und die Abwehrmechanismen, Geist und Psyche, Fischer 1992
- Galtung, J.: Gewalt, Frieden und Friedensforschung. In kritische Friedensforschung, ed. Senghaas, D., Frankfurt 1971
- Lorenz, K.: Das sogenannte Böse, Wien 1963
- Pieper, A.: Utopien der Gewaltlosigkeit gegen strukturelle Gewalt. Vortrag gehalten anläßlich der Fortbildungstagung der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie: Gewalt und Psychiatrie: eine fachliche Auseinandersetzung, Liestal 1993
- Schweitzer, A.: Kulturphilosophie, München 1923
- Selg, H., Mees, U., Berg, D.: Psychologie der Aggressivität, Hogrefe, Göttingen 1997
- Skinner B.: The behavior of organisms: An experimental analysis, New York 1938

Wenn Therapien schaden...



Helmut Kaiser

Zusammenfassung

Psychotherapie ist fraglos ein Hilfsangebot. Sie kann aber selbst zum Problem werden. Sie kann sich als schädlich oder gar destruktiv erweisen. Die Presse der letzten Jahre beschäftigte sich vor allem mit sexuellem Mißbrauch in der Psychotherapie. Der Autor versucht eine Systematik der schädlichen Entwicklungen und Auswirkungen psychoanalytisch-psychotherapeutischer Behandlung. Scheitern kann psychoanalytische Psychotherapie an der falschen Diagnose, der Indikationsstellung; durch grobe Abstinenzverletzungen bis zum Mißbrauch; durch Schwierigkeiten im Umgang mit der negativen Übertragung und durch Schwierigkeiten mit Abhängigkeits- und Trennungsproblemen.

Zur Abgrenzung Psychoanalyse/ Psychoanalytische Psychotherapie

Wenn Therapien schaden, wenn Therapie zu einem Unglück wird, dann gibt es jedenfalls drei am Unglück Beteiligte: den Patienten; den Therapeuten und die Methode. Als Psychoanalytiker kann ich mich nur, und nicht ohne Zwiespältigkeit, zur Psychoanalyse und zur psychoanalytischen Psychotherapie äußern.

Psychoanalytische Psychotherapie unterscheidet sich von der Psychoanalyse durch kürzere Dauer, niedrigere Stundenfrequenz und Beschränkung der Deutungsarbeit im Sinn einer Fokussierung. Ziel ist, zwar Einsicht zu bewirken, jedoch weniger hinsichtlich der zugrundeliegenden frühen Konflikte, als auf die aktuellen interpersonellen Konfliktsituationen hin. Supportive Interventionen werden von vielen Autoren abgelehnt! Noch 1989 wies Sandler in seinem einleitenden Referat auf der DPV-Lehranalytikertagung darauf hin, daß das Problem der Abgrenzung Psychoanalyse/Psychotherapie trotz umfangreicher Literatur weitgehend ungelöst geblieben sei und betont, »daß man sich der Frage nach dem Unterschied nicht ganz ohne emotionale Vorurteile nähern kann«. Das heißt, noch immer besteht die Betrachtungsweise, die gegenüber der Stan-

dard-Methode die Psychotherapie als Anwendungsform von Psychoanalyse zum Schaden der Patienten als minderwertige Version auffaßt.

Wann schadet eine psychoanalytische Therapie?

Bei Abbruch durch einen der beiden Beteiligten? In dieser Frage sind beide Beteiligten vielleicht verschiedener Ansicht. Angenommen, der Patient ist mit dem erreichten Stand zufrieden und will aufhören. Geht er, bevor er ans Eingemachte müßte? Läßt der Therapeut ihn gehen oder macht er Widerstandsanalyse? Oder wird der Therapeut den Wunsch seines Patienten akzeptieren? Auch dann noch, wenn er selbst ein Abhängigkeits-/Trennungsproblem hat, oder Patientenmangel? Hat die Therapie bereits geschadet, wenn die Symptome weiter bestehen? Oder erst bei Mißbrauch des Patienten durch den Therapeuten? War eine Therapie erfolgreich, weil der Patient wieder arbeitsfähig ist? Oder handelt es sich da um Anpassung? Weil die Ehe wieder »funktioniert«? Oder ist da vielleicht eine Trennungsangst und Abhängigkeitsproblematik nicht geklärt worden?

Die Fragen zeigen, es ist nicht leicht festzulegen, wann eine Therapie schadet und wann sie erfolgreich ist. Im Folgenden möchte ich ausführen, an welchen Klippen psychoanalytische Psychotherapie vom Scheitern bedroht ist:

1. durch falsche Diagnosen und Indikationsstellung,
2. durch grobe Abstinenzverletzungen bis zum Mißbrauch,
3. durch Schwierigkeiten im Umgang mit der negativen Übertragung sowie
4. mit Abhängigkeits- und Trennungsproblemen.

Wie zu zeigen sein wird, liegen die Gründe für diese Schwierigkeiten im Ausbildungssystem der Psychoanalyse.

Zur Diagnostik und Indikation

Von psychoanalytischer Seite gibt es etliche gut fundierte Untersuchungen zu den Ergebnissen psychoanalytischer Therapeutik (Übersichten von Kächele 1981, 1986; Hoffmann 1987).

In der frühesten Untersuchung, dem von Fenichel vorgelegten »Statistischen Bericht über die therapeutische Tätigkeit 1920-1930« am Berliner Psychoanalytischen Institut fällt folgendes auf: Von 721 eingeleiteten Psychoanalysen wurden 241 abgebrochen. Fenichel erklärt die hohe Zahl abgebrochener Analysen damit, daß es sich um Fälle gehandelt habe, »de-

ren analytische Zugänglichkeit zweifelhaft war«, also um Fehlindikationen bzw. -diagnosen.

Das Menninger-Projekt (Wallerstein 1986) war eine naturalistische Untersuchung; weder Therapeut noch Patient wußten, daß sie Gegenstand eines Forschungsprojekts waren. 42 Patienten wurden zur Hälfte mit klassischer Psychoanalyse, zur anderen Hälfte mit psychoanalytisch orientierten supportiven Psychotherapien behandelt. Die Diagnosen reichten von neurotischen Störungen über Charakterneurosen und Borderline-Konstellationen bis zu latenten Psychosen. Die Ergebnisse: Bei einem nur geringen Teil der Patienten, die mit Psychoanalyse begonnen haben, ist es allein bei dieser geblieben. Die Therapien mit supportiven Techniken waren ebenso erfolgreich wie die klassisch-psychoanalytische Technik und führten häufig zu stabilen strukturellen Veränderungen. Die Resultate bei schwer gestörten Patienten, den sog. »heroic indications«, sind bescheidener als erwartet. Bessere Ergebnisse werden erreicht durch supportive Techniken, die z.T. weit von klassisch-psychoanalytischer Technik wegführen.

Folgende Fragen ergeben sich: Was sind die Gründe für die häufigen Abbrüche der Therapie? Warum bleibt ein so geringer Teil der Patienten, die mit einer Psychoanalyse begonnen haben, bei dieser? Liegen die Psychoanalytiker mit ihren Indikationsstellungen so falsch? Weshalb bleibt es trotz dieser Ergebnisse bei der Idealisierung der klassischen Psychoanalyse? Der Verdacht liegt nahe, daß eine Scheu besteht, der Psychotherapie gegenüber der Psychoanalyse den Vorzug zu geben, auch dort, wo sie indiziert ist. Weshalb? Ehebal (1985): »Der zukünftige Analytiker erfährt oft bis zum Ende seiner Ausbildungszeit kaum etwas von den Anwendungsmöglichkeiten der Psychoanalyse auf die Psychotherapie, ja er versteht gar nicht, was eigentlich hiermit gemeint ist.« Sandler bekennt offen, daß die psychoanalytische Ausbildung nicht ausreicht, um Psychotherapie durchzuführen und daß eine zusätzliche spezialisierte Ausbildung erforderlich ist. Bereits Anna Freud wies 1938 in einem Vortrag in Paris auf drastische Mängel des Ausbildungssystems hin: »Das geschlossene System der psychoanalytischen Ausbildung verfehlt ihr eigenes Ziel, die krankmachenden Erlebnisse der Kindheit aufzulösen. Der Lehranalyse fehlen alle Merkmale einer echten Analyse. Der Lehranalytiker tut tatsächlich alles, was in einer therapeutischen Analyse als Kunstfehler gilt.«

Bis heute hat sich wenig geändert. Immer noch finden drei diagnostische Vorgespräche statt, die über die Zulassung des Bewerbers entscheiden. Er wird über intimste Dinge befragt von drei ihm Unbekannten. Dabei kann er es nur falsch machen: Wagt er es, die Beantwortung abzulehnen, riskiert er seine Ausbildung. Ist er offen, riskiert er sie auch. Als geeignet gilt, wer sich sozial angemessen verhält, gute Ich-Stärke und Realitätsprüfung besitzt und über Sublimierungsfähigkeiten verfügt. Die Sympto-

me sind nicht schwer, die Diagnose bleibt innerhalb des neurotischen Spektrums. Man sollte in der Lage sein, frühe Trennungen und Mangelversorgungen ohne Schaden zu ertragen, über gute Toleranz für Angst, Depression, Frustration und Leiden verfügen und intensive Gefühle ohne Kontrollverlust aushalten. Und: Man sollte keine mißlungenen oder schädlichen Psychotherapien hinter sich haben! (Leaf, nach Beland 1985). Tyson und Sandler, 1974, ebenda: »Es könnte sein, daß wir uns in der paradoxen Lage befinden, daß der Patient mit idealen Voraussetzungen für eine Analyse keine benötigt.«

Mit dieser Diagnostik, die Gesunde auswählen soll, wird der angehende Analytiker im Erstgespräch beurteilt und anschließend in der Ausbildung vollgestopft. Obwohl die Nichteignung der Erstgespräche längst erwiesen ist – die Voraussagen liegen im Zufallsbereich – behält man sie bei. Weshalb? Dieses Zulassungsverfahren ist das erste Instrument der Macht, mit dem der Bewerber am Ausbildungsinstitut in Berührung kommt. Er kann nur auf die Ausbildung verzichten oder sich unterwerfen. Bereits Balint nannte das Zulassungsverfahren einen Initiationsritus, dessen Sinn es ist, dem Bewerber die Macht der Herrschaft und seine eigene Ohnmacht vor Augen zu führen. Cremerius (Nachwort in: H. Kaiser 1996) nennt als weiteres Motiv für die Beibehaltung des Verfahrens »die damit verbundene Verschleierung der Tatsache, daß die Lehranalyse zu sehr bescheidenen Ergebnissen führt. Denn wenn die Analyse einer durch drei Spitzenanalytiker geprüften Gruppe von Elitepersonen durch Eliteanalytiker so wenig bringt, dann werde, so fürchtet die Institution, der Wert der therapeutischen Analyse extrem in Frage gestellt. Aber gerade der therapeutische Wert der Psychoanalyse dient der Institution dazu, ihre Macht in der Gesellschaft zu festigen.«

Die Folgen für den Patienten

Eine der wenigen Arbeiten zu unerwarteten Behandlungsabbrüchen durch Patienten und deren Gründe stammt von Limentani, 1982. »Es gibt keinen sicheren Weg vorherzusagen, wann und wie der Ablauf einer Analyse durch den Patienten vorzeitig beendet wird, obgleich dieses Ergebnis eher wahrscheinlich ist, wenn der Impuls, den Patienten zurückzuweisen in einer tiefen Furcht vor Zurückweisung begründet ist. Die betroffenen Patienten werden katastrophal reagieren, wenn der plötzliche Abbruch vom Analytiker ausgelöst würde, mit welcher Begründung auch immer.« Über die von Limentani angeführten katastrophalen Folgen eines Abbruchs von Therapeutenseite ist aus der Literatur so gut wie nichts bekannt. In der Regel verstreicht oft viel Zeit, bis der Patient sich, wenn überhaupt, traut,

diese Erfahrung in einer zweiten Therapie aufzuarbeiten. Oft genug schlägt ihm dann Mißtrauen entgegen, als sei er durch den Abbruch stigmatisiert als unanalysierbar oder als besonders schwierig.

Drastischere Folgen einer Fehlindikation beschreibt Winnicott in »Fear of breakdown« (1974): »Bei den Fällen, die ich diskutiere, fängt die Analyse gut an und geht mit Schwung voran; aber was passiert, ist, daß Analytiker und Patient es gut haben, weil sie sich heimlich auf eine Neurosenanalyse geeinigt haben, während die Krankheit in Wahrheit psychotisch ist. Aber jeder sogenannte Fortschritt endet in Destruktion. Der Patient bricht ab und sagt. Was soll's? Tatsächlich war der Fortschritt kein Fortschritt, es war ein weiteres Beispiel für einen Analytiker, der das Spiel des Patienten spielt, die Hauptsache aufzuschieben. Und wer kann den Patienten oder den Analytiker anklagen? Es sei denn, daß es wirklich einen Analytiker geben sollte, der das Spiel ›Der psychotische Fisch an der sehr langen psychoneurotischen Leine‹ spielt und der hofft, daß er durch irgendeinen Schicksalstrick den schlußendlichen Fang vermeiden kann, sei es durch den Zusammenbruch der finanziellen Mittel oder durch den Tod des einen oder anderen Teils des Paares.«

Noch einmal Limentani: »Es wäre nicht weise, die Begrenzung unserer Fähigkeiten zu unterschätzen, vorhersagen zu können, was analysierbar ist und was nicht. Patientenauswahl ist eine Herausforderung, der sich die Analytiker weiter stellen müssen. In der Zwischenzeit werden wir weiter arbeiten und wissen, daß es keine idealen Patienten gibt, die darauf warten, von einem allwissenden Interviewer für die Behandlung bei einem allmächtigen Analytiker ausgewählt zu werden.« Doch wollen wir die Illusion der Allwissenheit und Allmächtigkeit aufgeben? An meinem Ausbildungsinstitut herrschte die Meinung des Ausbildungsleiters: »Wir können mit jedem Patienten.«

Zur Abstinenz

Abstinenz heißt, der Analytiker soll sich enthalten, eigene Triebbedürfnisse in der Beziehung zum Patienten zu befriedigen, und er soll ihn ermahnen, auf Triebbefriedigung in der Übertragung zu verzichten. Erstmals sichtbar wurde das Verlangen der Patienten nach Triebbefriedigung, als Breuer und Freud schon zu Beginn ihrer Arbeit bemerkten, daß Liebeserklärungen, sexuelle Phantasien und versuchte Umarmungen ihrer Patientinnen sie zwangen, sich mit der Abstinenzfrage zu beschäftigen. Der praktische Gesichtspunkt stand im Vordergrund, als Breuer in Gefahr geriet, die Kontrolle über die eigene Abstinenz zu verlieren und den Liebesregungen der Patientinnen zu erliegen.

Die Sorge um die Abstinenz des Analytikers hat Freud nie mehr losgelassen. Sie führte zur Forderung der Eigenanalyse/Lehranalyse des Analytikers: Freud sprach von der Notwendigkeit, um der Gegenübertragung Herr zu werden, sich eine »harte Haut« wachsen zu lassen. Hier werden wir auf den Zusammenhang aufmerksam, der zwischen der Abstinenzforderung an den Therapeuten und der Spiegel-Neutralitäts-Anonymitätsforderung besteht. Damit soll der Analytiker sich schützen, seiner Gegenübertragung (oder der Übertragung der Patienten) zum Opfer zu fallen und zu agieren. Die Gefahr ist, daß die Beziehung zwischen beiden Beteiligten durch die »analytische Haltung«, die zu rigide Abstinenz, verhindert wird: Stone berichtet, daß von Kollegen für unannehmbar erklärt wurde, als er einem Patienten, am Abend bevor dieser zu einer großen Operation in die Klinik mußte, alles Gute wünschte. Am New Yorker Institut wurde diskutiert, ob der Analytiker einem Patienten gegenüber, dessen Vater gerade gestorben ist, Mitgefühl äußern dürfe. Oder wie mein Ausbildungsleiter und Lehranalytiker sagte: »Wir sind nicht menschlich, wir sind analytisch.«

Ich meine, hier handelt es sich um eine retentive Persönlichkeitsverformung der Analytiker, dank der das Wertvollste zurückgehalten wird. Welcher Analytiker oder Patient hält das aus?

Wohl wissend, daß Freud die Abstinenzregel für »hysterische« Patientinnen eingeführt hatte, und in Kenntnis um seine ungenierte private Offenheit im Umgang mit seinen Analysanden, wurde die Abstinenzregel zum unreflektierten Prinzip erhoben. Freud selbst hat sie, statt sie außer Kraft zu setzen, einfach nicht mehr angewendet: Er überreichte der Schriftstellerin Doolittle in einer Stunde einen Blütenzweig, schrieb ihr vor Beginn »verführerische« Briefe usw. Winnicott würde sagen, er gab ihr stabiles »holding« und tröstete sie mit einer symbolischen Reparationsleistung; er übte »liebvolle Präsenz«.

Wie kommt es, trotz immer längerer Lehranalyse, zu Abstinenzverletzungen bis zum Mißbrauch? Cremerius schreibt, daß die Mängel, die das Scheitern der Abstinenzmaxime fördern, im System der Ausbildung zum Analytiker und in dessen Mängeln zu suchen sind. »In den Instituten bilden sich clanartige Gruppierungen von inzestuöser Intimität um den jeweiligen Lehranalytiker. Die Gruppen zeigen alle Merkmale der familiären Ödipussituation. Analytische Väter und Mütter leben mit ehemaligen Analysesöhnen und -töchtern in engster Verflochtenheit miteinander. Unaufgelöste Übertragungs- und Gegenübertragungsgefühle führen entweder zu intimen Liebesbeziehungen oder zu ebenso intimen Feindseligkeiten. Inzestuös vergiftet ist diese Welt durch Indiskretion, durch Berichte und Gerüchte, die sich von den Couchen ausbreiten.«

Bei Patienten, die eine strukturelle Ich-Störung, eine prägenitale Störung, aufweisen, die Variationen der Behandlungstechnik erfordern, da sie

die klassische Methode und das Setting als Feindseligkeit des Analytikers erleben und Deutungen wirkungslos bleiben, gerät die Abstinenzhaltung des Analytikers besonders in Gefahr. Der Analytiker muß bei diesen Patienten wie die Mutter Funktionen des »holding«, »handling«, »object-presenting« übernehmen, d.h. Mutter sein, nicht ein Symbol derselben. Wer sich so tief einläßt, dem kann es passieren, daß er aus prägenitalen Phantasien hinübergleitet in ödipal-genitale Phantasien, das, was Ferenczi die »Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind« genannt hat, bei der der Erwachsene auf die Sprache der Zärtlichkeit mit der Leidenschaft antwortet.

Zu diesem heikelsten Punkt, dem Mißbrauch von Patientinnen durch Therapeuten, gibt es Berichte von seiten der Betroffenen (H. Kaiser 1997; Anonyma 1988). Der Briefwechsel: Sabina Spielrein, Freud, Jung (Carotenuto 1986) ist auch ein Paradebeispiel üblicher Vertuschung: »Spielrein-Angelegenheit: Erledigt.« So C.G. Jung. Sabina Spielrein war wirklich erledigt: Schwer verstört und beschädigt. Neuere Untersuchungen (Pope et al. 1992) bestätigen das. In Frankreich veröffentlichte Frischer (1977) die Ergebnisse einer Umfrage bei ehemaligen Analysanden/innen. Von 15 gaben vier an, mit ihren Analytikern intime Beziehungen gehabt zu haben. Doch die Institution behandelt die Fälle intern, geschützt durch die hohen Hürden der Scham, Schuld und Angst bei den Mißbrauchten.

Welche auch unbewußten Motive können die Liebe zur Macht und die Macht der Liebe so übersteigern, daß ein Analytiker seine Berufsethik über Bord wirft, seine Professionalität aufgibt und der Versuchung eigener Triebbefriedigung erliegt? Mac Carthy (1992, 1993) versucht eine Antwort, die die Destruktion der Struktur des Therapeuten und der der Patienten einbezieht. Er beschreibt, daß hinter dem Mitgefühl und der Angst – Empfindungen, die Inzestopfern gegenüber häufig erlebt werden – der Neid lauere. Jeder von uns hatte einmal geheime Phantasien, den Körper eines Elternteils zu besitzen, dessen Genitalien neugierig zu erforschen und war mit entsprechenden triebhaften Phantasien beschäftigt. Aus dieser Bedürfnislage heraus betrachtet, sind Inzestopfer Menschen, die diese frühen, abgewehrten Wünsche gelebt haben und die besessen haben, was andere nie besaßen und doch so sehr begehren.

Der reale sexuelle Kontakt zwischen Therapeut und Patientin kann das Agieren verschiedener Motive beider Beteiligten vereinen. Die mißbrauchten Patientinnen waren, so Pope et al. 1992, häufig Inzestopfer, so daß eines ihrer Motive in der Wiederkehr des Verdrängten aufgeht. Sie können auch geleitet sein von ihren Rachewünschen, ihrer Suche danach, die Professionalität, das Setting des Therapeuten zu zerstören (Mac Carthy). Die Motive des mißbrauchenden Therapeuten können aus dem oben beschriebenen Neid gespeist werden.

Er kann sich mit der mit ihm verkehrenden Patientin identifizieren und phantasieren, daß er nun das nunmehr weder ausgeschlossene, noch ohnmächtige Kind ist, das den elterlichen Körper besitzt. Seine infantilen Wünsche, die bis dahin über die Angst vor der destruktiven Verschmelzung und dem destruktiven Neid dem begehrten Elternteil gegenüber abgewehrt waren, werden jetzt per Agieren inszeniert.

Die illusionäre Hoffnung auf die Erfüllbarkeit der frühen Wünsche halten Therapeuten und Patientin in manischer Selbstüberschätzung und inneren Grenzenlosigkeit fest, wodurch nicht nur die Patientin re-traumatisiert wird, sondern auch der Therapeut eine schwere Verletzung seiner seelischen Struktur erleidet. Was bleibt, ist, daß der Therapeut für die Einhaltung der Grenzen in der Therapie alleine verantwortlich ist.

Cremerius betont den Aspekt der Lust an der analytischen Arbeit, die vor Übergriffen und Abstinenzverletzungen schütze, bemerkt aber auch, daß sie sich nicht entfalten kann, wenn der Analytiker eingezwängt bleibt in eine ängstliche Regelwelt. So wird mir verständlich, daß meine Lehranalytikerin lustlos hinter meinem Rücken in den Stunden in freischwebender Unaufmerksamkeit Illustrierte las, Tassen klebte oder Fingernägel knipste, und, dabei entdeckt, gut analytisch fragte: »Wie erleben Sie das?« Ein nicht allzu gefügiger Patient in einer Therapie könnte gehen, doch was soll man in einer Ausbildungsanalyse machen, ohne die Ausbildung zu riskieren?

Schwierigkeiten im Umgang mit der negativen Übertragung

Hierher gehört auch die sogenannte negativ therapeutische Reaktion: das Phänomen, daß trotz (angeblich) richtiger Deutung eine Symptomverschlechterung eintritt oder der Patient die Analyse gar abbricht. Dies wurde einseitig verstanden als Ausdruck eines unbewußten Schuldgefühls, Neides des Patienten oder als dessen Reaktion auf eine verfehlte Loslösung. Heute sieht man die Gründe in unbemerkten Übertragungs-/Gegenübertragungskonflikten.

Negative Übertragung meint als Übertragung auftretende Gefühle von Aggression, Zweifel, Mißtrauen, Haß, Verachtung usw. gegenüber dem Therapeuten. Wie reagiert der Therapeut darauf? Im Idealfall bleibt er, auch innerlich, ruhig und deutet. Als kühn gilt bereits, sein eigenes (Gegenübertragungs-)Gefühl im Einzelfall mitzuteilen, z.B. Betroffenheit.

In der Realität besteht wohl eher die Gefahr, gereizt zu reagieren, selbst vorwurfsvoll, oder mit Rechtfertigungen. Oder den Affekt des Patienten abzutun: Er meint ja nicht wirklich mich, er meint seinen Vater/Mutter usw. Oder aus Unsicherheit (oder Ärger) zu schweigen, was aber

nur aufschiebende Wirkung haben dürfte. Jedenfalls besteht die Gefahr eines nicht mehr analytisch per Deutung zu klärenden Übertragungs-/Gegenübertragungsclichés, der nicht selten zum Abbruch durch einen der beiden Beteiligten führt. (Nur wenig besser ist eine Schonhaltung, die das Aufkommen solcher negativer Übertragung verhindert, wobei es beide im Sinn von Winnicott, s.o., »bequem« haben, vielleicht aber zu keinem Ende kommen.)

Eine andere Frage ist: Was tun, wenn der Patient nicht überträgt, sondern Recht hat? Wenn er z.B. seinen Analytiker in einer Realsituation aggressiv tobend und drohend erlebt hat, und mit Angst, Wut oder Verachtung reagiert? Inzwischen ist man so weit, dem Patienten überhaupt realitätshaltige Wahrnehmungen zuzutrauen, sie ihm zu bestätigen, um seine Reifung zu fördern. Deutet der Analytiker aber im Sinn einer Übertragung (als erlebe der Patient alte Gefühle der Wut oder Verachtung gegenüber seinem Vater nun gegenüber seinem Analytiker), wird der Patient gefügig, d.h. die Analyse wird zur Wiederholung der traumatischen Kindheitserfahrungen, oder endloser Streit mit der Gefahr des Abbruchs beginnt.

Die eben geschilderte Situation ist wohl nur im Rahmen psychoanalytischer Ausbildung möglich, denn normalerweise erlebt der Patient seinen Analytiker nicht in einer privaten Situation. Dies gehört zu Recht zu den Essentials der Psychoanalyse. In der Ausbildung, an den Instituten, geschieht dies jedoch dauernd. Der Analysand erlebt seinen Lehranalytiker ständig in einer privaten Situation, in den Seminaren, auf Institutsfesten. Er kennt seine Lehrmeinung, seine Urteile über andere Analytiker, er erfährt von seinen Familienbeziehungen und Liaisonen. Das Wissen darum wirkt hemmend auf die Phantasien in der Übertragung, verhindert deren Bearbeitung und mit den bleibenden blinden Flecken behandelt der zukünftige Therapeut später seine Patienten.

Ein weiteres Essential psychoanalytischer Technik, die Unabhängigkeit des Analytikers, wird in der Ausbildung ebenfalls verletzt, indem der Lehranalytiker gegenüber dem Ausbildungsausschuß Meldepflicht seinen Analysanden betreffend hat. Erfährt der Lehranalytiker in der Analyse von seinem Patienten z.B. von schweren Charakterdefekten oder einer Sucht und ist der Meinung, die Störung sei nicht auflösbar, gerät er in einen Loyalitätskonflikt: Meldet er den Fall dem Institut, gibt er seine therapeutische Funktion auf und bricht das Versprechen der Diskretion gegenüber seinem Analysanden. Meldet er ihn nicht, paktiert er mit dem Analysanden gegen das Statut, das er selbst anerkennt.

Bei den Analysanden, wenn sie von den Richtlinien wissen, entsteht so Realangst. Sie werden ihre freien Einfälle, vor allem die der negativen Übertragung, klugerweise wegen ihrer realen Abhängigkeit kontrollieren,

indem sie eine Ich-Spaltung einüben, die den Prozeß blockiert; damit ist die negative Übertragung nicht mehr analysierbar. Die Lehranalyse wird zur »Pseudoanalyse«.

Eine Zweitanalyse nach Abschluß der Ausbildung ist notwendig, oder die Folgen zeigen sich später in schadenden Behandlungen: Der Analytiker ist hilflos gegenüber der negativen Übertragung seines Patienten, er reagiert mit Rechtfertigungen, Gegenvorwürfen, hilflosem oder gekränktem Schweigen, und erneut wiederholt sich die Kindheitserfahrung des Patienten in der Analyse (dasselbe traurige Los, das dem angehenden Analytiker zuvor in seiner Lehranalyse widerfahren ist), mit der weiteren Folge, daß er nicht lernt, seine aggressiven Impulse oder seine Enttäuschungen in seinem Leben und in seinen Beziehungen kreativ zu handhaben.

Das Problem ist ein altes. Schon Ferenczi machte Freud den Vorwurf, die negative Übertragung sei in seiner Analyse nicht bearbeitet worden. Daß all diese Abwehrkunststücke wie die induzierte Ich-Spaltung zur Aufrechterhaltung der Idealisierung oft versagen, brachte bereits Jones dazu, seinen Lehranalytiker Ferenczi postum zu beschimpfen als »kleinen, feigen Projektmacher«.

Abhängigkeits-/Trennungsprobleme

In einer Therapie gilt es als normaler Teil der sich einstellenden Übertragung, daß sich der Patient mit seinem Therapeuten identifiziert. Aufgabe der Therapie ist es, diese Identifizierung auf ihre frühen Quellen zurückzuführen und durch Deutungen aufzulösen. Am Ende der Lehranalyse aber bestehen diese Identifizierungen weiter. Während der Patient am Ende einer geglückten Therapie seine Selbständigkeit zurückgewinnt und die Wege sich trennen, weiß jeder Ausbildungsteilnehmer, daß er nach Abschluß der Lehranalyse/Ausbildung mit seinem Lehranalytiker, als Kollege und privat, in Kontakt treten kann. Eine Bearbeitung der Trennungsproblematik auf der Ebene infantiler Abhängigkeitswünsche ist so unmöglich. Überdies wird der Analysand auch noch um die lösende Trauerarbeit gebracht.

Versucht er, diese im Ausbildungssystem liegende Abhängigkeit zu thematisieren, so wird er erfahren, er muß sie akzeptieren. Tut er dies nicht, gefährdet er den Erfolg seiner Analyse als Berufszulassungsverfahren. Ihm bleibt, um diese Situation zu ertragen und die Analyse weiterführen zu können, nichts anderes übrig, als zu verleugnen, was er empfindet. Identifizierung mit und Idealisierung des Lehranalytikers und der Psychoanalyse bieten sich an als rettender Strohhalm. Die Folge für seine Patienten sind nicht endende oder traumatisch endende Analysen.

Abschließend einige Gedanken zum Setting

Gemeint ist damit die Frequenz, d.h. die wöchentliche Stundenzahl, die Lage des Patienten auf der Couch, die Dauer der Analyse, aber auch die Abstinenzmaxime und »Verpflichtungen«, wie die von Freud 1914 eingeführte, »während der Dauer der Kur keine lebenswichtigen Entscheidungen zu treffen, etwa keinen Beruf zu wechseln oder ein definitives Liebesobjekt zu wählen«.

Was damals bei einer Analysedauer von einigen Monaten noch ein wohlgemeinter Rat gewesen sein mag, wird absurd bei heutigen Behandlungen über viele Jahre. Zu Beginn meiner Ausbildung wurde ich noch dazu »verpflichtet«. Als ich, nach mehreren Jahren Lehranalyse, dennoch eine lebenswichtige Entscheidung treffen wollte, erklärte mir meine Lehranalytikerin, ich riskiere die Ausbildung. Der Zusammenhang mit einer durch das Setting induzierten Abhängigkeit ist evident. Dasselbe gilt für die immer längere Dauer und die hohe Stundenfrequenz. Innere Selbständigkeit ist da nur schwer wiederzugewinnen.

Freud hat das Setting/die Absinenzregel eingeführt *nur* zur Behandlung ödipaler Störungen/der Hysterie. Und doch wird die zur Regel erhobene Abstinenz angewandt auf andere psychische Störungen.

Wie sind die Auswirkungen z.B. auf einen zwangsneurotischen Patienten? Sein zwanghaftes Verhalten ritualisiert die Stunden derart, daß das Verdrängte nicht freizulegen ist, der Affekt von den Vorstellungen getrennt bleibt. Verhält sich der Analytiker abstinente, kommt der analytische Prozeß nicht in Gang. Es entsteht eine Pattsituation: die ritualisierte analytische Methode und die Zwangsstruktur des Patienten blockieren sich gegenseitig.

Ein Patient mit masochistischer Struktur erlebt das Setting und die neutrale Haltung des Therapeuten, der nach unergründlichen Regeln etwas äußert, oder auch nicht, als Interessellosigkeit, Kälte und Entwertung. Für ihn wird das Setting also zu einer masochistischen Befriedigung. Hier schließt sich der Kreis, der mit falscher Diagnostik und Indikationsstellung begann.

Was ist zu tun?

Seit mehr als 60 Jahren ist das Problem bekannt. Seither werden immer neue Vorschläge zur Verbesserung der Lehranalyse gemacht, die Vertiefung und Verlängerung empfehlen. 1000 Stunden sind keine Seltenheit mehr. Je länger, je tiefer, desto besser? Die beklagten Mängel sind dadurch nicht behebbare, denn das Übel liegt im System der Ausbildung. Von Cremerius, Thomä

u.a. wurde vorgeschlagen, die Lehranalyse in der bisherigen Form abzuschaffen und durch eine Therapie vor Beginn der Ausbildung und außerhalb der Institute zu ersetzen. Warum geschieht es nicht?

»Aus welchen Gründen halten wir so beharrlich an einem Modell fest, das wir ansonsten als unanalytisch bewerten? Man kann nicht umhin zu vermuten, daß einige der mitwirkenden unbewußten Faktoren mit Herrschaft zu tun haben, mit Macht und persönlichem Prestigedenken.« (McLaughlin 1967)

Wer gibt schon freiwillig die Macht ab?

Literatur

- Anonyma: Verführung auf der Couch. Freiburg. 1988.
- Balint M.: Über das psychoanalytische Ausbildungssystem. In: M. Balint: Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse. Frankfurt/M. 1966.
- Beland Hermann: Das Problem der Vorhersehbarkeit von Eignung und Nichteignung bei Psychoanalyse. In: F. Volker und H. Ferstl: Bruchstellen in der Psychoanalyse. Eschborn. 1985.
- Carotenuto A.: Tagebuch einer heimlichen Symmetrie. Sabina Spielrein zwischen Jung und Freud. Freiburg. 1986.
- Cremerius J.: Abstinenz. Realität oder Mythos. In: Bruchstellen in der Psychoanalyse. Eschborn. 1985.
- Ders.: Der Lehranalytiker begeht jeden einzelnen dieser Fehler. In: Streeck u. Werthmann, Göttingen 1992.
- Doolittle H.: Huldigung an Freud. Frankfurt/M. Berlin. Wien. 1976.
- Ehebald U.: Gedanken über einige Versuchungen des Psychoanalytikers in der heutigen Gesellschaft der Bundesrepublik. In: Bruchstellen in der Psychoanalyse. Eschborn. 1985.
- Frischer D.: Les Analyses parlent. Paris. 1977.
- Freud A.: Probleme der Lehranalyse. In: Schriften der Anna Freud. Bd. V. München. 1980.
- Hoffmann S. O.: Forschungstendenzen im Bereich von Psychotherapie. Psychother. Med. Psychol. 1987. 37.
- Kächele H.: Ansätze und Ergebnisse psychoanalytischer Therapieforschung. In: Klinische Psychologie. 4, 1981.
- Kaiser H.: Grenzverletzung. Macht und Mißbrauch in meiner psychoanalytischen Ausbildung. Zürich. 1996.
- Kernberg O.: Zur Theorie der psychoanalytischen Psychotherapie. In: Psyche 35, 1981.
- Limentani A.: The Assessment of Analysability. In: Int. J. Psychoanal. 53, 1972
- Mac Carthy B.: Gegenübertragungsprobleme bei der Behandlung von Inzestopfern. Vortrag, gehalten bei der DPV-Tagung, 1992.
- Ders.: Übertragungsprobleme in Behandlungen sexuell mißbrauchter Patienten: Das Problem der Grenzverletzung. In: Dokumentation der Arbeitstagung (DPG) in Göttingen. 1993.
- McLaughlin, J.: Addendum to a controversial proposal. Some observations on the training analysis. Psychanal. Quart. 36 (1967) 230-247.
- Pope K. S. et al.: Als hätte ich mit einem Gott geschlafen. Hamburg. 1992.

- Sandler J.: Psychoanalyse und psychoanalytische Psychotherapie – das Problem der Abgrenzung. DPV Info Nr. 5. 1985.
- Senf W.: Sind psychoanalytische Behandlungen effektiv? In: Streeck und Werthmann. München. 1990.
- Streeck U. und Werthmann V.: Herausforderungen für die Psychoanalyse. München. 1990.
- Dies.: Lehranalyse und psychoanalytische Ausbildung. Göttingen. 1992.
- Wallerstein, R.S.: Forty-Two Lives in Treatment. A Study of Psychoanalysis and Psychotherapy. New York, London 1986.
- Winnicott D.: Fear of Breakdown. Int. Rev. Psychoanal. 1, 1974.

Zur Trauer gehört Zorn

Erfahrungen nach dem Suizid eines Angehörigen



Helga Ide

Zusammenfassung

Die Autorin verlor ihren jüngsten Sohn durch Suizid. Verschiedenste Versuche, bei Fachleuten Hilfe zu finden, scheiterten: Die Psychotherapeutin sah sich nicht als richtige Adresse, der Psychiater war desinteressiert. Stationäre Aufnahmen in die Psychiatrie erwiesen sich einmal als hilfreich, einmal als äußerst kränkend und behindernd. Konstruktiv war die Selbsthilfegruppe, die sie später selbst leitete. Konstruktiv war die Hausärztin. Auch nach zwölf Jahren gibt es Anlaß zum unverstanden bleiben. Daß zu Trauer Zorn gehört, ist die durchgängige Erfahrung, mit der nicht nur Freunde, Nachbarn und Bekannte, sondern auch Fachleute nur schwer umgehen können.

Geschlossene Abteilung

Die sind im Krieg mit mir und ich Närrin habe es nicht begriffen! Nicht begreifen wollen. Zum ersten Mal seit Wochen fühle ich mich leicht und klar und richtig. Und voller Energie und Mut. Ich werde mich in Sicherheit bringen.

Lieber hänge ich mich in Würde in meiner Garage zu Hause auf, als daß ich mich hier in der geschlossenen Abteilung einer psychiatrischen Anstalt zerstören lasse. Nicht von denen – die sind mir zu ärmlich und zu klein. Und zu eitel.

Erleichtert und entschlossen packte ich mir die Gemüsereste aus der Schüssel auf meinen Teller. Wer weiß, wann ich wieder etwas zu essen bekomme. Ich brauche jetzt Kraft. Morgens nach dem Aufstehen war mir nicht nur stundenlang schwindlig und übel wie jeden Morgen, sondern ich habe an den Wänden entlang gehen und mich festhalten müssen, um nicht hinzufallen. Als ich mich vor fünf Wochen freiwillig wegen akuter Suizidgefährdung hier habe aufnehmen lassen, war ich körperlich gesund. Nur verwirrt und verängstigt, mit teilweisem Realitätsverlust und der drängenden Vorstellung, tot sei ich besser dran. Dabei wollte ich leben. Im Gegensatz zu meinem jüngsten Sohn, der sich zwölf Jahre vorher mit Zyankali

das Leben genommen hatte. Also habe ich mich hilfeschend Fachleuten anvertraut.

Die Mitpatienten am Tisch sahen etwas verblüfft zu, wie ich das Essen in mich hineinschaufelte. Wenn sie wüßten! Von Anfang an haben sie mich ausgelacht. Erst schallend und später nur noch mit einem mitleidigen Lächeln. Denn ich hatte so meine Vorstellungen über Institutionen wie diese, in der wir uns gemeinsam befanden: 1. das Wichtigste in diesem Behandlungsverhältnis ist absolute Offenheit und Ehrlichkeit. Wie soll mir jemand mit seiner Fachkenntnis helfen, wenn ich meine Schwierigkeiten nicht wirklich darlege? 2. dazu kommen Vertrauen und gegenseitige Achtung. Vom Chefarzt über die Ärzte, Therapeuten, Krankenpfleger und -schwestern bis zum Zivildienstleistenden meinen es alle gut mit mir und wollen mir – menschliche Unzulänglichkeiten einmal zur Seite getan – wirklich helfen, auf die Beine zu kommen. Ich akzeptiere ihre sachliche Kompetenz und bin je nach meinen zeitweiligen Möglichkeiten ohne Einschränkungen zur Mitarbeit bereit. Die anderen Patienten fanden das naiv – blauäugig – dumm. Absolut unrealistisch. Sogar gefährlich. Aber ich war lange nicht zu belehren. Erklärte mir unsere unterschiedlichen Einstellungen mit der Tatsache, daß die meisten von ihnen auf Grund eines richterlichen Beschlusses in der »Irrenanstalt« waren und sich sowieso eher als ungerecht behandelte Opfer fühlten.

Beste Erfahrungen

Außerdem war mein Ansatz keinesfalls nur idealistisch, sondern praktisch erprobt: neun Jahre vorher hatte ich mich schon einmal freiwillig einweisen lassen müssen und die besten Erfahrungen gemacht. Obwohl ich mich nicht sehr an Einzelheiten erinnere, weiß ich sicher, daß ich mich die ganzen acht Wochen lang behütet und umsorgt fühlte. Manchmal mißverstanden, aber das konnte ich immer richtig stellen. Einfach normale Kommunikationsschwierigkeiten, wie das eben so ist. Noch heute wird mir warm ums Herz, wenn ich mich an mein Schlüsselerlebnis in dieser Hamburger Psychiatrie erinnere: in der dritten oder vierten Woche hörte ich mich bei der Chefvisite zu meiner eigenen Überraschung plötzlich sagen:

»Ich weiß ja nicht, was und wieviel ich an Medikamenten schlucke. Es wäre schön, wenn Sie einmal darüber nachdächten, ob ich das wirklich noch brauche.« Sofortige Reaktion des Chefarztes an die Oberschwester: »Ab sofort halbe Ration.« Worauf mich natürlich die Panik packte: »Das war doch nur eine Bitte an Sie als Fachmann, darüber nachzudenken. Ich versteh davon doch nichts.« Die Antwort war wie ein Ritterschlag: »Hören Sie. Wir kennen hier seit kurzem ein bißchen von Ihnen, und Sie ken-

nen sich seit über 50 Jahren. Sie sind die wirkliche Kompetenz. Und wenn Sie so fragen, ist das für mich das Indiz, daß wir eine Reduzierung riskieren können. Keine Angst, wir passen schon auf Sie auf.« Ich wurde also auch »wahnsinnig« noch ernstgenommen, man ließ mir meine Würde, man ließ mir auch so viel an Verantwortung, wie ich tragen konnte. Damals war ich fest überzeugt, daß ›Einer flog über das Kuckucksnest‹ zwar ein hervorragender Film ist, aber keinesfalls der Realität unserer bundesrepublikanischen Psychiatrien entspricht.

Machtkampf

Dachte ich! Bis man mich in dieser Klinik eines anderen belehrte. Hier schien es nur noch um Macht zu gehen. Und ich war eines der Opfer: ohne jede Würde – ohne Eigenverantwortung – ohne irgendein Recht auf Selbstbestimmung, Reduziert auf eine Diagnose, die man mir weder mitteilte noch erklärte. Was von mir außer diesem kranken Anteil sonst noch da war an Vernunft, Erfahrung, Kenntnissen und Lebenskraft wurde übersehen, negiert, beschimpft, als Störung und Anmaßung empfunden. Immer wieder nur die Sätze: das müssen Sie schon uns überlassen – das können Sie nicht beurteilen – das sehen Sie falsch, sonst wären Sie ja wohl nicht hier!

Die Plastiktüte

Schon in den ersten drei Tagen nach meiner Einweisung wurden die Weichen gestellt, ohne daß ich das begriffen hätte. Als ich endlich auf meinem Bett im Aquarium (verglastes, d.h. einsehbares Aufnahmezimmer für neue Patienten) saß, fühlte ich mich zunächst nur endlich in Sicherheit. Wobei mir auf Grund der jahrelangen Kontakte mit vielen trauernden Eltern klar war, daß diese Sicherheit keine absolute war. Immer wieder hatte ich erfahren, wieviel Menschen auch in geschlossenen Psychiatrien Möglichkeiten finden, sich das Leben zu nehmen. Suizidmittel Nr. 1 war dabei wohl die Plastiktüte. Und die starrte mich dann auch sofort aufdringlich und auffordernd an: ordentlich in den Abfallkorb drapiert stand sie unter dem Waschbecken. Sie machte mir angst – ich wollte mir ja nichts antun. Kurze Hoffnung: sie wird nicht luftdicht sein, also ungefährlich. Aber sie war es, wie ich sofort feststellte, als ich sie wie einen Luftballon aufblies. Stundenlang habe ich auf dem Bett gelegen in verwirrtem und angstbesetztem Kampf mit dieser blöden Tüte. Von sich aus konnte sie mir ja nichts tun. Nur konnte ich nicht sicher für mich einstehen. Aber ich war ja jederzeit zu sehen. Nur saß die Nachtwache nicht mehr in dem Zimmer gegenüber,

sondern weit entfernt vor dem Fernseher. Irgendwann gegen Mitternacht habe ich dann ganz leise und vorsichtig den Papierkorb samt Tüte vor meine Zimmertür in den Flur gestellt – und konnte endlich schlafen.

Damit hatte ich mich zu erkennen gegeben: ich traute nichts und niemandem, kritisierte nur herum, machte mich wichtig und kümmerte mich um Dinge, die mich gar nichts angingen.

Außerdem war ich aggressiv, überheblich und unverschämt: Die beiden Sätze, die ich jeden Tag mehrfach hören mußte und die sich immer unfreundlicher und genervter anhörten, waren: hören Sie endlich auf zu weinen – und – antworten Sie mit Ja oder Nein, mehr wollen wir nicht hören, nur Ja oder Nein. Aber selbst mit bestem Willen, den ich wirklich hatte, aber den mir keiner glaubte, konnte ich diesen Aufforderungen nicht folgen. Es war unmöglich. Ich bestand nur aus Tränen – und ich befand mich in einem kalten grauen Nebel, in dem es schwarz oder weiß und ja oder nein gar nicht gab. Nur Komplexes, Ambivalentes, Widersprüchliches. Das versuchte ich weinend zu erklären – worauf wieder diese grausamen Sätze kamen – und ich versuchte, weinend zu erklären – worauf wieder usw. usw. Bis sich meine Hilflosigkeit in Zorn verwandelte und Weinen in Schärfe: wenn Sie Tränen nicht ertragen können, haben Sie wohl den falschen Job! – und – diese Art von Verhörtechnik finden Sie nicht einmal mehr in schlechten amerikanischen Krimis.

Gemeinsame Gespräche

Renitent war ich – aufsässig – alle waren sich einig und sicher in der Beurteilung meines schlechten Charakters. Von Krankheit war nicht mehr die Rede. Ich mußte endlich zur Raison gebracht werden – in die allgemeine Ordnung passen – friedlich sein und schweigen. Und keinesfalls das Raucherzimmer so zum Lachen bringen, wie es das seit Bestehen der Klinik noch nicht gegeben hatte. Die waren im Krieg mit mir. – Warum hatte ich das fünf Wochen nicht begreifen wollen? Hier war ich nur noch entmündigtes Objekt und sonst gar nichts. Das hätte ich spätestens in der dritten Woche verstehen müssen:

Zufällig war ich spätabends mit dem Zivi ins Gespräch gekommen, der die Nachtwache hatte. Er hatte im Studium wichtige Entscheidungen zu treffen, mit denen er sich schwer tat. Ich kannte mich auf dem Gebiet ein bißchen aus, war auch insgesamt interessiert. Stundenlang haben wir gegessen und geredet. Und als ich dann ins Bett ging, hat er sich erfreut bedankt: ihm sei vieles klarer geworden – und er fühle sich mutiger. Prima, ich freute mich auch. Bis zum nächsten Abend, als er sich mit gesenktem Kopf und sprachlich ungeschickt bei mir entschuldigte: er hätte vergessen,

daß ich Patientin sei. Erst habe ich gelacht, zu antworten versucht, aber er wollte nichts hören. Sich mit einer Patientin normal zu unterhalten, war nach dem Konzept dieses Hauses eindeutig Mißbrauch. Schließlich war ich – was auch immer.

Nicht mehr lange. 24 Stunden lang habe ich alle Medikamente in die Toilette gespuckt. Dann habe ich mich, statt spazieren zu gehen, mit hochgerecktem Daumen an die Landstraße gestellt und war vier Stunden später zu Hause. Meiner juristischen Einschätzung der Situation, nach der ich in aller Öffentlichkeit und mit Koffer und Taxe diese Anstalt hätte verlassen können, traute ich nicht mehr, dazu hatte ich zuviel gesehen. Nur weg – ich will keinen Krieg – kann ihn auch nicht – war immer Pazifistin – verstehe nicht einmal –

Trauer macht Angst

Einen Tag nach der Trauerfeier für meinen toten Sohn rief mich meine langjährige beste Freundin an: »Damit du Bescheid weißt, ich ziehe mich zurück, ich habe Angst vor dir.« Bevor ich antworten konnte, hatte sie schon den Hörer aufgelegt. Weh hat es damals wohl nicht getan, weil mein Schmerz nicht mehr steigerungsfähig war. Aber ich habe es überhaupt nicht verstehen können.

Genau so wenig wie die Tatsache, daß Nachbarn und Bekannte die Straßenseite wechselten, um mir nicht begegnen zu müssen. Im Lehrerzimmer saß ich – im Gegensatz zu vorher – nur noch allein in einer Ecke oder sogar in der Mitte. Und in den Gängen des Lehrinstituts, in dem ich unterrichtete, war ich unsichtbar geworden: alle hasteten an mir vorbei, während ich mich vorher vor Fragen und Gesprächsangeboten überhaupt nicht hatte retten können. Ein Satz breitete sich in mir aus: Kai hat sich getötet, und nun habe ich die Pest.

Abgesehen von meiner Berufstätigkeit hielt ich mich im wesentlichen nur noch in meinem Bett auf. Dann kaufte ich mir einen Hund, um mir das Recht zu schaffen und die Notwendigkeit, mein Haus zu verlassen. Ich brauchte frische Luft und Bewegung, um wenigstens ein Minimum schlafen zu können.

Eine böse Frau

Dann kam ich eines Tages an einem Spielplatz vorbei mit vielen fröhlich lärmenden, kleinen Kindern. Und war nur noch besessen von einem Bild: ich mit einer schweren, rostigen Brechstange in der Hand, mit der ich auf

die Köpfe dieser Kinder einschlug. Verzweifelt weinend rannte ich nach Hause in mein Bett: das war doch nicht ich. Das konnte ich nicht sein. Ich war keine Frau, die Kinder erschlägt. Aber damit war die Welt, die für mich zu Bruch gegangen war, ein bißchen wieder in Ordnung und verständlich geworden. Ich war durch Kais Tod zutiefst böse geworden. Ich war das Böse. Ich hatte kein Recht mehr zu leben.

Das war zwar grauenvoll, aber wenigstens klar und eindeutig. Ich wäre sowieso lieber tot gewesen. Eine gute Mutter wäre beim Suizid ihres 18jährigen Sohnes tot umgefallen oder wenigstens verrückt geworden. Aber ich war eben keine gute, keine richtige Mutter. Und – völlig unlogisch und unverständlich: ich war nicht bereit, mich umzubringen. Auf keinen Fall. Das war ich nicht nur meinen beiden anderen lebenden Kindern schuldig, sondern vor allem diesem toten. Kai wollte sich töten – nicht mich. Das wußte ich mit einer Eindeutigkeit, die ich überhaupt nicht begreifen und begründen konnte. Ich hoffte also auf Krebs im Endstadium. Das wäre die eleganteste Lösung. Aber selbst wenn ich immer wieder irgendwo irgendwelche Knoten an meinem Körper entdeckte, wußte ich, ich würde wohl noch Jahre weiter leben müssen.

Hilfesuche

Also suchte ich Hilfe zum Weiterleben bei einer Psychotherapeutin. Und die sagte: »Glauben Sie wirklich, ich kann Ihnen auf Kosten der Krankenkasse wieder Lebensfreude einimpfen?« Eine kluge Frau: ich glaubte es tatsächlich nicht. Wollte es nicht einmal. Also habe ich mich verabschiedet. Ich hatte ja mein Bett – und meinen Hund, der mich mochte und mir die Hand leckte, wenn ich weinte. Mehr stand mir nicht zu. Ach ja – und meinen Sohn und meine Tochter, die sich liebevoll um mich kümmerten. Aber die ich nur schwer ertragen konnte, weil ich als Mutter ihnen gegenüber versagte und nur erneut schuldig wurde. Gute Kinder, die ohne mich auch besser dran wären, nur konnte ich ihnen wirklich nicht noch einen Suizid zumuten.

Ein Jahr nach dem Tod meines Sohnes habe ich mich in eine Selbsthilfegruppe »Verwaiste Eltern« flüchten und retten können. Ich war mit meinem entsetzlichen Erleben nicht mehr allein. Fand Verständnis und Gemeinsamkeit in der Trauer. Und konnte endlich auch Abstand finden und nachdenken über das, was wir alle erlebten. Zum ersten Mal begriff ich, daß Ghetto nicht nur Ausgrenzung bedeutet, sondern auch Schutz sein kann. Das tat lange gut und war lebenswichtig und nötig.

Die Gesellschaft, in der wir lebten, bestand für uns nicht mehr aus Armen und Reichen oder Gesunden und Kranken oder Gebildeten und

Ungebildeten oder was auch immer, sondern aus uns trauernden Eltern, denen ein oder mehr Kinder gestorben waren, und den Anderen. Uns war die Welt zersprungen, und wir wußten eigentlich gar nichts mehr – und die Anderen wußten alles, insbesondere was wir zu fühlen und wie wir uns zu benehmen hätten.

Rat-Schläge

Du mußt doch endlich mit Weinen aufhören – geh an die frische Luft – denk an deine anderen Kinder – du mußt eben jetzt auf Enkelkinder hoffen und dich freuen (bei jüngeren Frauen hieß das: du kannst doch noch mehr Kinder bekommen als du überhaupt brauchen kannst) – laß dich doch endlich ablenken – du mußt dich zusammenreißen – das ist doch schon ein Jahr her – stürz dich in die Arbeit – denk positiv – es gibt soviel Gutes in deinem Leben – usw. usw. usw. Das sind nur einige der tröstenden Sätze von Freunden, Bekannten und Verwandten. Die der Profis, die von Berufs wegen mit uns zu tun hatten, waren weniger grob, subtiler, aber liefen eigentlich auf das gleiche hinaus: natürlich durften und sollten wir trauern, was im wesentlichen weinen und sich erinnern bedeutete, aber das sollte natürlich nicht Ewigkeiten dauern, sollte fortschreiten, sich nicht immer wiederholen und es sollte erfolgreich sein.

Relativität der Zeit

Ich habe es nie für möglich gehalten, welche Rolle Zeit spielen kann und wie unterschiedlich sie erlebt wird. Bei der Trauer um ein Kind sind Monate oder zwei, drei, vier Jahre gar nichts. Und Trauer verläuft nicht einmal linear, d.h. ich kann nach fünf Jahren eine gewisse Stabilität und Eigenlebendigkeit erreicht haben, um innerhalb von Sekunden wieder auf den Stand von vor drei Jahren zurückzufallen. Nicht für immer natürlich, aber oft doch für lange. Da können die *anderen* schon die Geduld verlieren. Zumal, wenn sie sich wirklich Mühe gegeben haben. Oder auch tüchtige Profis sind. Man will schließlich seine Erfolgserlebnisse und Ergebnisse.

Irgendwann und irgendwo habe ich bei Freud so etwas gelesen wie, er sei mit seiner Behandlung zufrieden und erfolgreich, wenn sie aus einem depressiven einen nur noch unglücklichen und traurigen Menschen gemacht habe. Aber Freud ist heute wohl nicht mehr »in«. Heute muß mehr erreicht werden. Wir fliegen zum Mond, da werden wir wohl mit Trauer fertig werden. Verarbeiten – therapieren – Wenn bloß die Betroffenen sich nicht so sperren.

Ich will meinen Sohn nicht vergessen, wie mir das nach 13 Jahren immer wieder wärmstens empfohlen wird. Ich lehne es auch ab, nur fröhlich zu sein und zu lachen. Schließlich habe ich gelernt, zu weinen. Und ich bestehe auf der Tragik meines Lebens. Selbst wenn das unmodern geworden ist.

Rachegelüste

Vor einigen Wochen hatte ich ein längeres Gespräch mit einer Psychiaterin mit zusätzlicher Therapeutenausbildung, die sich mit einer Trauergruppe versuchte. Sie sagte, sie werde wohl nicht weitermachen. »Ich halte die böartigen Rachegelüste dieser Eltern einfach nicht aus.« Ihre Wortwahl machte mich zunächst sprachlos. Böartige Rachegelüste – na ja. Aber dann legte ich los. Im Laufe des letzten Jahrzehnts war mir das Wichtigste geworden: zur Trauer gehört Zorn. Wut. Möglichst leises Weinen ist ja noch verständlich und erlaubt, wenn auch nicht allzulange. Aber Aggressionen? Die hat man nicht zu haben. Wobei ich ehrlich genug bin zuzugeben, daß ich das, bevor ich es erlebte, auch nicht wußte. Bei Kais Tod hat mich nicht nur ein verzweifelter Schmerz gepackt, sondern auch eine wahnsinnige Wut. Die mir in ihrer Heftigkeit selbst angst machte, und von der ich überhaupt nicht wußte, gegen wen ich sie überhaupt richten konnte. Da gab es im Grunde nur mich. Lange hatte ich das Gefühl, ich würde sowieso verrückt. Später habe ich dann in irgendwelchen Büchern gelesen, daß zur Trauer auch Zorn gehört, der sich möglichst gegen den Toten richten sollte. Aber das war mir natürlich nicht möglich. Also fühlte ich mich noch weniger normal. Erst in der Selbsthilfegruppe habe ich dann bei den anderen erfahren, daß sie dasselbe erlebten. Haß und Aggressionen – meistens gegen sich selbst. Und nicht etwa nur, wenn der Sohn oder die Tochter durch Suizid verstorben waren, sondern auch bei allen anderen Todesarten. Wut gegen sich und den Rest der Welt. Es war immer das gleiche – und es wurde von der Umwelt rigoros abgelehnt und verurteilt.

Später, als ich selbst die Begleitung trauernder Eltern übernommen hatte, war ich immer froh, wenn sich dieser unbändige Zorn nach außen richtete. Am besten war es noch bei gläubigen Menschen: die konnten sich gegen Gott empören. Aber auch sonst fanden sich schon Objekte: Ärzte – Pastoren – Therapeuten, aber auch Verwandte oder Bekannte. Die haben oft gar nichts davon erfahren. Und selbst wenn. Ich fand es immer am wichtigsten, daß der Trauernde nicht alles gegen sich selbst einsetzte – die anderen erschienen mir nicht so schutzwürdig.

Drei Jahre nach Kais Tod bin ich in einer längeren Fernsehsendung nur kurz auf diesen Aspekt der Trauer eingegangen. Das Verblüffende war,

daß sich 90 % der sehr zahlreichen schriftlichen oder telefonischen Reaktionen mit diesem Punkt Aggressionen beschäftigten. Viele Betroffene, die sich erleichtert bedankten, aber auch Verwandte und Freunde. Immer das gleiche Motto: diese neu aufgetauchte, nicht zu erklärende Aggressivität des Trauernden – diese maßlosen Vorwürfe gegen sich und gegen andere, die wenigstens in der Form sachlich nicht berechtigt waren.

In Ägypten habe ich in einem kleinen Dorf den Tod eines Menschen erlebt und die anschließende Klage. Hätte ich nach dem Tod meines Sohnes die Möglichkeit gehabt, tage- und nächtelang in Gemeinschaft mir naher Menschen zu schreien und zu jammern, mir die Haare zu raufen und die Kleider zu zerreißen wäre mir vielleicht erspart geblieben, mich als Frau zu phantasieren, die mit einer Brechstange Kinder erschlagen will/soll/ muß. Abgesehen von wenigen Therapeuten, die vor allem unter dem Einfluß von Kübler-Ross diese Wut in der Trauer bearbeiten, weiß ich im wesentlichen nur von Reglementierungen, Besänftigungen, Maßhalteappellen. Die zu immer größeren Selbstzerstörungstendenzen führen und eben auch zu immer tieferen Depressionen. Aber leider entsprechen offensichtlich Depressive eher dem Klischee Trauer als Furien – und sie sind sicher auch angenehmer zu behandeln. Ob erfolgreicher, wage ich zu bezweifeln.

Vor einigen Wochen war eine trauernde Mutter bei mir zu Besuch, die nach dem Tod ihres 30jährigen Sohnes nicht an der Geburtstagsfeier ihrer älteren Schwester teilnehmen wollte. Nach mehreren Gesprächen mit ihrer Therapeutin ist sie dann doch hingegangen. Sie wollte ja wieder am Leben teilnehmen – wollte diese Schwester, die sich tatkräftig immer um sie gekümmert hatte, nicht enttäuschen, war ja bereit, nicht nur im Weinen stecken zu bleiben. Sie hat sich wohl ziemlich herumgequält. Und nachdem sie sich verabschiedet hatte, ist sie noch einmal zurückgegangen und hat dem Geburtstagskind vor versammelter Gesellschaft ihre Meinung ins Gesicht geschrien: wie widerlich sie es fände, daß andere Menschen 70 würden, wie sie schon immer unter der Besserwisseri und den falschen »Ratschlägen« der großen tüchtigen Schwester gelitten hätte, daß sich alle zum Teufel scheren sollten. Es muß ein ziemlicher Skandal gewesen sein. Und natürlich hätte man sie am liebsten in eine Zwangsjacke gesteckt. Sie hat mir das alles zunächst sehr betrübt und schuldbewußt erzählt, aber zum Ende hin fing sie an zu lachen: der hab ich es endlich mal gegeben! Das wollte ich schon seit Jahrzehnten! Und ich wußte, daß ich zu diesem verdammten Geburtstag nie hätte gehen sollen. Ich wußte, das ging nicht.

Das geht nicht. Das kann ich nicht. Sätze, die ich auch jahrelang gesagt habe. Oft zu meiner eigenen Überraschung. Und auch oft, ohne daß ich sie vernünftig hätte begründen können. Glücklicherweise hatte ich eine Hausärztin, die diese Sätze immer ernst nahm. Nicht widersprach, sondern sich danach richtete.

Eine wirkliche Überraschung

In all diesen schweren und verzweifelten Jahren nach dem Tod meines Sohnes habe ich der menschlichen Natur gegenüber ein Vertrauen entwickeln können, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Daß zerbrochene Knochen heilen, wußte ich. Aber daß auch die Psyche eine ungeheure Selbstheilungskraft besitzt und sich gegen jede Vernunft in existentiellen Krisen durchsetzt, war eine wirkliche Überraschung. Auch ohne jede Begründung wußte ich, was mir guttat oder nicht. Wenn mir nur nicht immer alle darin geredet hätten. Das war das Problem. Ganz besonders auch bei Therapeuten. Die hatten ihr Konzept Trauerarbeit im Kopf. Daß es dabei um mich ging, wurde wohl oft vergessen.

Als sich die Frau von mir verabschiedete, meinte sie noch: ich bin noch nie so mutig gewesen wie nach dem Tod meines Sohnes. Und da konnte ich sie nur in den Arm nehmen und sagen: »Oh ja, ich auch. Wir alle. Was kann uns auch noch passieren?« Und dann haben wir natürlich doch noch geweint. Um unsere toten Söhne. Und sicher auch darüber, daß dieser neue Mut uns immer unangepaßter, unbeliebter und einsamer macht.

Schuldfähigkeit

Wir alle passen nicht mehr in die Normen dieser Gesellschaft. Am schlimmsten ist sicher, daß wir uns alle schuldig fühlen am Tod unserer Kinder. Wirklich jeder versucht, uns das vehement auszureden. Wir alle haben Kinder geboren, haben versucht, sie nach bestem Wissen und Können großzuziehen. Und irgendwann waren sie tot – durch Krankheit, Unfall oder eigene Hand. Wie soll man sich daran nicht mitschuldig fühlen – besonders wir Mütter hatten die Hauptverantwortung für diese Kinder. Es hat mich von Anfang an verblüfft, mit welchem Engagement und wirklichem Ärger jedem meiner Selbstvorwürfe begegnet wurde. Der Unterschied zwischen Laien und Profis bestand nur in der Art und Weise ihres Verhaltens. Während Verwandte und Freunde mich meist unterbrachen und auf mich einhämmerten, was für eine gute Mutter ich Kai doch gewesen war, ließen mich Therapeuten wenigstens ausreden, um dann behutsam gegen meine Schuldgefühle anzureden und mich zu einer Verzeihung anzuregen. Und auch das war eben um Jahre zu früh. Keiner wollte mich schuldig – das hatte natürlich auch etwas Gutes für mich, selbst wenn ich es nicht aushalten konnte und mich immer wieder heftig dagegen zur Wehr setzte.

Auch hier habe ich die entscheidende Hilfe von meiner Hausärztin bekommen, die auf das, was ich mir alles vorwarf, nie wirklich einging und nur einmal in irgendeinem Halbsatz sagte: »Für mich ist Schuldfähigkeit

ein wesentlicher Bestandteil menschlicher Reife – und viele Menschen erreichen sie nie.«

Das war es also. Schuldfähigkeit. Das konnte ich verstehen. Das repräsentierte ich also, dagegen wehrte man sich. Als ob es ansteckend wäre. Kai ist tot, und ich habe die Pest. Das hat sich im Laufe der Jahre kaum geändert. Nur daß ich jahrelang geweint habe bei all den Abwehrmanövern meiner Trauer gegenüber, während ich heute darüber lachen kann.

Es hat lange gedauert, und es hat viel Kraft und Hilfe gekostet, aber es geht mir wieder gut. Ich kann Lachen und Freude, Hoffnung und Zukunft erleben und Glück empfinden, wahrscheinlich sogar intensiver und bewußter als vor dem Tod meines Sohnes. Aber Abschied und Tod, Tränen und Traurigkeit, Schuld und Einsamkeit und Zorn sind zum natürlichen wesentlichen Bestandteil meiner Persönlichkeit geworden. Und *das* macht mich zum Feind. *Das* muß bekämpft und ausgemerzt werden. Komplexität und Widersprüchlichkeit ist in dieser Gesellschaft nicht erwünscht, man möchte es einfach, eindeutig und berechenbar. Und natürlich positiv und erfreulich und produktiv.

Publikationen der Autorin

- Ide Helga: Mein Kind ist tot – Trauerarbeit in einer Selbsthilfegruppe. Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek bei Hamburg 1988
Ide Helga: Wenn Kinder sich das Leben nehmen – Trauer, Klage und die Zeit danach. Kreuz Verlag, Stuttgart 1992
Ide Helga: Durch Trauer Ver-rückt? Aus der Krise in ein anderes Leben. Verlag Peter Sabo, Schwabenheim 1995

Der Penis als Waffe – der Mann an der Angel

Interview mit Judie Melzl

Zusammenfassung

Judie Melzl ist Staatsanwältin und seit über 16 Jahren auf Sexualstraftaten spezialisiert. Sie hat während dieser Zeit Erfahrung mit allen Arten von Sexualdelikten gesammelt – die von ihr bearbeiteten Fälle reichen von Drohungen bis hin zu Tötungsdelikten. Sie setzt sich für den Opferschutz ein und ist in einer Arbeitsgruppe zu Gewalt im sozialen Nahraum engagiert. Im Interview beschreibt sie das unterschiedliche Verhalten von Männern und Frauen: Ca. 95 % der Sexualstraftaten werden von Männern begangen, nur ca. 5 % von Frauen. Bei Frauen überwiegt die Rolle der Gehilfin, das Wegsehen, Rechtfertigen aus egoistischen Motiven. Trotz Ansätzen zur Emanzipation setzt sich das sozial erwünschte Ideal für Frauen fort, sich mit Anfang 20 einen Mann in gut situerter Position zu suchen, zu heiraten und mit ihm eine Familie zu gründen. Aus dem sozialen Zwang öffentlicher Anerkennung von Männern und privater Bestätigung durch die »heile Familie« von Frauen werden deren Verhaltensweisen erklärbar, aber nicht entschuldbar.

Sie sind auf Sexualstraftaten spezialisiert. Ist das Böse für Sie ein Kriterium?

Als JuristInnen unterscheiden wir zwischen strafbar und nicht strafbar. Was im Volksmund böse ist, stellt nicht zwingend einen strafrechtlichen Tatbestand dar. Beruflich beschäftigt uns das Böse vor allem im Zusammenhang mit der Beurteilung des Verschuldens, die für die Höhe der Strafe maßgebend ist.

Denken Sie nie daran – oder kommt Ihnen bei sehr brutalen Delikten doch der Gedanke, daß dies eine böse Tat sei?

Ja, ganz bestimmt, aber da muß man sich fragen, kommt einem der Gedanke als Frau oder als Staatsanwältin. »Das Böse« spielt insofern eine Rolle, als bei der Strafzumessung die »belastenden Momente« zur Diskussion stehen, z.B. die besondere Brutalität oder besondere Rücksichtslosigkeit dem Opfer gegenüber oder der krasse Egoismus des Täters. Dies sind natürlich schon »Charakterzüge des Bösen«. Jeder, der mit dem Sachgebiet Sexualdelikt zu tun hat, lernt »das Böse« kennen. Wir haben Täter, die weniger brutal vorgehen, die, ich sage jetzt mal, eine »sanftere« Art haben,

ihre Delikte zu begehen, solche, die sadistische Züge aufweisen und zahlreiche, die irgendwo dazwischenliegen.

Sexualstraftaten

Sexualstraftaten werden zur Zeit heftig diskutiert.

In der Bevölkerung ist eine Sensibilisierung festzustellen. Die Anzeigen, insbesondere im Zusammenhang mit den Sexualdelikten an Kindern, haben in den letzten Jahren enorm zugenommen. Ich bin überzeugt, daß früher etwa gleich viele Delikte begangen wurden, daß diese aber nicht zur Anzeige gelangten. Ich finde es richtig, daß vermehrt darüber geredet wird, und daß Sexualdelikte, auch solche, die innerhalb der Familie begangen werden, kein Tabuthema mehr sind. Die linken Frauengruppierungen haben sehr viel dazu beigetragen, daß das Bewußtsein, daß es sich bei den Sexualdelikten oft um schwere Gewaltdelikte handelt, überhaupt entstanden ist. Es gibt Leute, die sagen, das Pendel schlage nun seit einigen Jahren zu sehr auf die Seite der Opfer aus. Diese Meinung teile ich nicht. Nach unseren Erfahrungen kommt es ganz selten vor, daß ein Opfer jemanden falsch beschuldigt. Anzeige zu erstatten, kostet sie große Überwindung. Früher dachten die Opfer, daß es ohne objektive Beweismittel gar keinen Sinn habe, eine Anzeige zu erstatten, denn es ist hinlänglich bekannt, daß etwa 90 % der Täter die ihnen zur Last gelegten Delikte bestreiten. Es ist aber inzwischen bekannt, daß die Polizei, die Strafverfolgungsbehörden und die Gerichte die Aussagen der Opfer ernstnehmen. Wenn – was die Regel und nicht die Ausnahme darstellt – hinreichende Indizien, insbesondere Realitätskriterien vorliegen, kann ein Angeklagter durchaus auch ohne Geständnis verurteilt werden.

Vorher haben Sie gesagt, man muß die Sicht der Frau von der Sicht der Staatsanwältin unterscheiden.

Als Frau darf ich mich nicht all zu viel hintersinnen, und da helfen meine Stärken insbesondere meine Belastbarkeit und meine starken Nerven. In der Regel gelingt es mir, mich nur tagsüber mit den Fällen zu beschäftigen und abends unbelastet meinen Feierabend zu genießen. Natürlich gibt es auch für mich Fälle, die mir nachgehen, weil sie besonders brutal sind. Als Frau identifiziere ich mich sicher mehr mit dem Opfer als ein Mann dies tun würde. Ich beschäftige mich aber trotz der großen Belastung gerne mit dieser Deliktskategorie. Der Entschluß der Leitung der Staatsanwaltschaft vor mehr als 16 Jahren, eine Frau müsse diese Fälle bearbeiten, war richtig. Eine Frau kann sich in die Lage der Opfer hineinendenken, vor Gericht ganz anders argumentieren und sich damit für die Rechte des Opfers einsetzen.

Damit möchte ich keineswegs sagen, daß die Mehrzahl der Männer Sexualdelikte tolerieren würden. Die Männer, mit denen ich zusammenarbeite, reagieren besonders sensibel, wenn Kinder Opfer von Sexualdelikten werden. Viele Männer vertreten die Meinung, daß eine Frau besser über ein solch schlimmes Erlebnis hinwegkommt als ein Kind, was nicht unbedingt zutrifft, solange der sexuelle Übergriff für das Kind nicht mit Schmerzen oder Brutalitäten verbunden war. Wenn die Angehörigen des Kindes sich richtig verhalten, d.h. insbesondere wenn sie ihre eigenen Gefühle in bezug auf den Übergriff für sich behalten und dem Kind keine Vorwürfe machen, können eine Vielzahl der Kinder das Erlebnis irgendwie auf ihren Lebensweg mitnehmen, ohne daß sie einen allzu großen Schaden davon tragen. Erwachsene Opfer dagegen können oft auch weniger schwerwiegende Sexualdelikte nur schwer verarbeiten. Meines Erachtens ist dies darauf zurückzuführen, daß bei Kindern das Schamgefühl nicht so ausgeprägt ist, wie bei Erwachsenen. Wir stellen jedenfalls fest, daß es einem überwiegenden Teil der Kinder weit weniger schwerfällt, den Beamtinnen zu schildern, was sie erlebt haben als dies bei den erwachsenen Opfern der Fall ist.

Könnte es auch sein, daß die Männer – in der Identifikation mit den Tätern – sich bei Kindern noch mehr schämen?

Ich habe nicht den Eindruck, daß sich die Mehrheit der Männer mit den Tätern identifiziert.

Könnten Sie zwischen Vergewaltigungen unterscheiden, die »passiert« sind und solchen, auf die es jemand gezielt angelegt hat?

Wir haben zahlreiche Täter, die Opfer im sozialen Nahraum vergewaltigen, solche, die die Opfer kurz vor der Tat kennengelernt haben und dann – um einen von mir kreierten Begriff zu verwenden – die sogenannten Buschtäter, also solche, die ihre Opfer vor der Tat nicht kannten. Wir haben während einiger Jahre eine Statistik über das Verhältnis zwischen Opfern und Tätern vor der Tat erstellt. Das Resultat ist über Jahre hinweg immer etwa gleich geblieben: Ein Drittel der Vergewaltigungen wurden innerhalb von Beziehungen, ein Drittel nach kurzer Bekanntschaft und ein Drittel von Tätern begangen, die dem Opfer völlig unbekannt waren. Daß ein Täter den Plan faßt, »ich gehe heute Abend eine Frau vergewaltigen«, trifft sicher nur für die letzte Kategorie zu.

Wir hatten einige Täter, die mit dem Ansinnen von zu Hause weggingen, »ich suche mir eine Frau, egal welchen Alters, und vergewaltige sie«. Es gibt auch Täter, die eine Frau kennenlernen und sich sagen: »Mit der will ich ins Bett, es ist mir völlig egal, ob sie will oder nicht.« Es gibt auch Männer, die von falschen Voraussetzungen ausgehen. Ein solcher Mann denkt si-

cher nicht bereits zu Beginn der Begegnung, »wenn sie mit mir nicht ins Bett will, dann werde ich sie mit Gewalt dazu zwingen«, sondern das ergibt sich aus der Situation. Wir erleben Frauen, die deutlich zum Ausdruck bringen, daß sie mit einem Sexualkontakt nicht einverstanden sind, sich aber nicht weiter als verbal gegen einen Sexualkontakt wehren, weil sie Angst haben, daß weitergehendes Abwehren zu körperlicher Gewalt führt, oder weil sie die Situation für aussichtslos halten.

Zur Zeit bearbeiten wir immer mehr Anzeigen aus der dritten Gruppe, d.h. im Zusammenhang mit physischer, psychischer und sexueller Gewalt im sozialen Nahraum. Ich bin immer wieder überrascht, daß gerade ausländische, vor allem muslimische Frauen – zur Zeit mehr als inländische Frauen – die Hilfe der Opferorganisationen in Anspruch nehmen. Diese unterstützen sie bei der Anzeigeerstattung und begleiten sie durch das Strafverfahren. Die Männer dieser Opfer gehen oft davon aus, daß sie das Recht haben, ohne deren Einverständnis mit ihren Frauen sexuell zu verkehren. Diese Einstellung finden wir aber keineswegs nur bei Ausländern, es gibt auch zahlreiche Schweizer, die von ehelichen Pflichten ausgehen und sich über den Willen der Frau hinwegsetzen. Im Rahmen der Vorbereitung der Revision der Sexualdelikte äußerten gewisse Kreise die Befürchtung, der neue Straftatbestand der Vergewaltigung in der Ehe werde zu einer Schwemme von entsprechenden Anzeigen im Zusammenhang mit Scheidungen führen. Dies ist nicht eingetroffen. Vergewaltigung in der Ehe war auch vor der Revision nicht erlaubt, zwar nicht als selbständige Strafbestimmung, dieses Verhalten konnte aber unter den Tatbeständen der Nötigung und der Körperverletzung subsumiert werden – was ich früher auch in einigen Fällen getan habe.

Machtdemonstration

Und wie sehen Sie dieses Verhalten – als menschliches Unglück, Dussligkeit oder Machtdemonstration?

Bei den Männern? Das wissen Sie als Psychiaterin wahrscheinlich besser als ich. Ich stelle fest, daß Männer, die Frauen vergewaltigen kein intaktes Selbstwertgefühl haben. Sie müssen ihre Macht demonstrieren und sich selbst etwas beweisen. Aus Diskussionen mit Kollegen weiß ich, daß Sexualdelikte für viele etwas mit Sexualität zu tun haben, wie wir sie verstehen. Diese Optik ist falsch. Bei Sexualdelikten wird Sexualität als Waffe benützt. Herr Dittmann¹ sagte einmal, setzten Sie voraus, der Mann möchte seine Macht gegenüber der Frau demonstrieren. Der eine nimmt eine Waffe, der zweite nimmt seine Fäuste, und der Vergewaltiger nimmt dazu seinen Penis. Ich habe noch nie einen von seiner Persönlichkeit her starken Mann

kennengelernt, der Frauen vergewaltigt hat. Offenbar haben solche Täter eine große Befriedigung sich selbst sagen zu können, »jetzt habe ich der mal gezeigt, wer der Chef ist«.

Ich erlebe häufig Situationen, in denen vernünftige Männer, die keine Sexualdelikte begehen, nicht mehr wissen, wie sie sich einer Frau gegenüber verhalten sollen. Offenbar hat die Emanzipation der Frauen zu einer großen Verunsicherung vieler Männer geführt. In diesem Zusammenhang einige Worte zu etwas weniger schwerwiegendem, der sexuellen Belästigung. Ich bin im Zusammenhang mit der sexuellen Belästigung am Arbeitsplatz die Vertrauensfrau des Justizdepartements. Auch vernünftige Männer sagen beispielsweise, daß es früher noch als kollegiale Geste aufgefaßt wurde, einer Kollegin einen Klaps auf den Hintern zu geben, ihr den Arm um die Schulter zu legen oder einen Kuß auf die Wange zu geben. Sie fragen mich, ob diese Verhaltensweisen heute bereits sexuelle Belästigung darstellen. Ich habe Verständnis dafür, daß auch vernünftige Menschen manchmal nicht mehr wissen, wie weit sie heute gehen dürfen. Ich sage den Männern immer dasselbe: »Vorsichtig baggern dürft ihr; mal sehen, mal vortasten, ob die Frau mit dem Annäherungsversuch einverstanden ist. Aber sobald diese Frau Signale aussendet, daß sie von euch nichts wissen will und eine ablehnende Haltung einnimmt, müßt ihr euren Versuch aufgeben.« Das Signal der Frau, bis hierher und nicht weiter, müssen die Männer akzeptieren. Wenn sie trotz der klaren Haltung der Frau Grenzen überschreiten, müssen die Männer zur Kenntnis nehmen, daß eine sexuelle Belästigung stattfindet. Einige Formen der Umschreibung der sexuellen Belästigung gehen aber auch mir zu weit. Ich bin zwar sehr frauen- und opferfreundlich eingestellt, aber wenn eine Frau zu mir kommen und sich darüber beschweren würde, daß ein Mann ihr ständig in den Ausschnitt schaut, würde ich ihr sagen, sie solle etwas anderes anziehen.

Das einzig Seligmachende, sich Anfang 20 einen Mann zu angeln

Und heißt das, unsere Moral hat sich geändert?

Nein, die Moral nicht, das glaube ich nicht. Es ist natürlich schon so, daß sehr viel Frauen aufgrund ihrer Erziehung meinen, mit penetranten Annäherungsversuchen einverstanden sein zu müssen. Ich finde es fragwürdig, daß gewisse Mütter ihren Töchtern beibringen, daß es das einzig Seligmachende im Leben ist, sich Anfang 20 unbedingt, um jeden Preis irgendeinen Mann zu angeln. Es gibt heute aber sehr viele Frauen, die sagen, ich mag das nicht, ich will selbst bestimmen. Diese Einstellung will ein Teil der Männer einfach nicht zur Kenntnis nehmen, weil dieses Verhalten nicht ihrem Weltbild entspricht. Ich möchte nicht undifferenziert

alle in einen Topf werfen, aber es gibt vernünftige Männer, die ich sehr schätze, die nicht begreifen können, daß das, was für ihre Frauen und Töchter richtig ist, nicht für alle Frauen gelten muß. Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis die Männer realisieren, daß ein Mann an der Angel nicht für jede Frau das allein Seligmachende ist. Gerade im Berufsleben werden m.E. solche Frauen geduldet aber nicht geschätzt. Man(n) ist froh, Vorzeigefrauen zu haben, es kommt aber kaum vor, daß die Vorgesetzten qualifizierte Frauen fördern und sich für sie genau gleich einsetzen wie für die Männer.

Haben Sie auch Frauen gehabt die Sexualstraftaten begangen haben?

Was wir haben sind Frauen, die als Gehilfinnen nichts dagegen unternommen haben, daß ihre Partner ihre Kinder sexuell mißbrauchen. Sie dulden es oder fördern es sogar. Aber eine Frau, die selbständig sexuelle Handlungen an einem Kind begangen hat, habe ich selbst noch nie in einem Strafverfahren erlebt. Dies gibt es schon, das wissen wir. Immer davon ausgehend, daß Sexualdelikte auch Gewaltdelikte sind: wenn ca. 95% von sämtlichen Gewaltdelikten von Männern und ca. 5 % von Frauen begangen werden, läßt sich auch mit einer Hochrechnung feststellen, daß nur eine verschwindend kleine Anzahl dieser Delikte von Frauen begangen werden.

Und wie erleben Sie die Frauen als Mittäterinnen oder Gehilfinnen?

Absolut uneinsichtig. Wir erleben vor allem Mütter, die rundweg alles bestreiten. Es gibt Mütter, die ihren Kindern ein großes Leid antun, indem sie sagen: »Du darfst niemandem erzählen, was der X mit dir macht, sonst verläßt er mich und dich. Ich bin dann ganz traurig, du hast auch keinen Papi mehr, und du bist an allem schuld.« Solches Verhalten ist m.E. mindestens so schlimm, wie dasjenige des Täters, der die sexuellen Handlungen vornimmt. Die Situation ist für solche Kinder völlig ausweglos. Einmal hat eine Mutter vor Gericht gesagt: »Ja, ich war einfach froh darum, wenn er sich mit der Tochter sexuell eingelassen hat, dann hat er mich wenigstens sexuell in Ruhe gelassen.« Mütter haben eine Garantenpflicht: Wenn sie wissen oder Grund haben, anzunehmen, daß der Vater oder der Lebenspartner sich mit ihren Kindern einläßt, und sie nicht reagieren, machen sie sich strafbar. Sie versuchen, uns allerdings weiszumachen, daß sie gar nichts hätten merken können. Diese Mütter opfern ihre Kinder aus egoistischen Motiven, zwecks Erhaltung einer Beziehung zu einem Mann, der nur an ihnen interessiert ist, solange er die Kinder sexuell ausbeuten kann.

Sie haben vorher gesagt, wenn es um Vergewaltigungen geht, geht es meistens um Machtdemonstration.

Dies trifft m.E. zu, und sexuelle Handlungen an Kindern sind eine Steige-

rung dieser Machtdemonstration. Da haben wir es oft mit Tätern zu tun, die ein derart geringes Selbstwertgefühl haben, daß sie sich gar nicht erst mit einer erwachsenen Frau einlassen. Die meisten Täter, die sexuelle Handlungen an fremden Kindern vornehmen, sehen wesentlich jünger aus als sie sind und wirken vordergründig sympathisch. Damit kommen sie überhaupt an diese Kinder heran. Gewalttätig werden diese Täter relativ selten, vielleicht halten sie ihre Opfer fest oder lassen sie nicht gehen. Sie zwingen aber die Kinder oft mit Versprechungen oder Drohungen, die sexuellen Handlungen zu erdulden.

Und von den Müttern würden Sie sagen, denen geht es darum, den Partner festzuhalten.

Ja, den Eindruck habe ich. Bei Frauen geht es nicht um Macht, sondern eher um Zuschauen, Zulassen, Dulden und Fördern. Manche Mütter scheinen tatsächlich selbst zu glauben, daß die sexuellen Handlungen dem Kind nicht schaden. Wir hatten eine Mutter, deren Lebenspartner einen Film über die sexuellen Handlungen gedreht hatte – Streicheleinheiten, Ausgreifen an den Genitalien, die Finger in die Scheide stoßen. Die Mutter sagte zu uns: »Ihr spinnt doch, ihr könnt ihn doch nicht einsperren.« Ich entschloß mich deshalb zu einer »Schocktherapie« und ließ ihr den Film vorführen. Wir waren überzeugt, daß wir eine geschockte Mutter erleben würden. Sie meinte aber nur: »Warum tut ihr so blöd, was ist denn schlimm daran, der tut dem Kind nur Gutes, das macht doch nichts, das darf er.« Für den Beamten, der ihr den Film zeigen mußte, war das ein Schock.

Therapeutische Möglichkeiten

Bekanntlich sind die therapeutischen Erfolge begrenzt. Wie sehen Sie denn die Rolle der Psychiatrie?

Ich glaube, daß gewisse Täter durch eine harte Strafe abgeschreckt werden können, weitere Delikte zu begehen. Ich sehe meine Aufgabe aber auch darin, die Täter nicht nur wegzusperrern, sondern dazu beizutragen, daß sie begreifen, daß es so nicht weitergehen kann. Wenn die Täter die Delikte ausnahmsweise zugeben, sehen sie selten ein, welchen Schaden sie angerichtet haben. Um sie überhaupt von der Notwendigkeit einer Therapie überzeugen zu können, muß ein gewisser Druck vorhanden sein, und unser Druckmittel ist das Urteil, in dem die Therapie angeordnet wird. Es gibt auch ab und zu Täter, die einsehen, daß sie ein Problem haben, selbst eine Therapie wünschen und vor der Gerichtsverhandlung mit dieser beginnen. Bei diesen Tätern hat das Gericht – falls das Delikt nicht sehr gravierend ist – die Möglichkeit, die Strafe zugunsten einer bereits begonnen

Maßnahme aufzuschieben. Es gibt aber auch die Untherapierbaren, die man auf unbestimmte Zeit verwahren muß. Verwahren kann man aber nur einen kleinen Prozentsatz der Täter als ultima ratio.

Was machen wir aber mit den gefährlichen Tätern, die nicht verwahrt werden können und die nach fünf Jahren wieder frei herumlaufen? Das sind die tickenden Zeitbomben. Ich habe für einige »meiner« Täter große Hoffnungen in das Programm von Herrn Urbaniok² in Pöschwies gesetzt, der eine Abteilung mit Gruppentherapie für Sexualtäter eröffnen wollte. Leider hat ihm die SVP Zürich einen Strich durch die Rechnung gemacht und das Referendum ergriffen, so daß ich noch eine Weile warten muß, bis ich gewisse Täter dort unterbringen kann. Man muß sich bewußt sein, daß Sexualtäter, die ihre Strafe in einer normalen Strafanstalt absitzen, in der Hierarchie ganz zuunterst sind. Ich stehe ja nicht gerade auf der Seite gewisser Täter, aber wenn der Staat sie schon einsperrt, sollte etwas dazu beigetragen werden, daß sie nicht als zusätzliche Strafe in der Anstalt von den anderen Insassen tyrannisiert werden. Ich habe immer dafür plädiert, daß man die Sexualdelinquenten von den anderen Insassen trennt. Diese Täter können aufgrund ihrer Gefährlichkeit nicht – wie die anderen – am Wochenende in Urlaub gehen oder außerhalb der Anstalt arbeiten. Sie vergleichen ihre beschränkten Rechte verständlicherweise mit den Rechten der übrigen Insassen, was natürlich die Arbeit der Anstaltsdirektoren und der Mitarbeiter erschwert. Vor allem mit kompetenter psychiatrischer Behandlung während des Vollzugs könnte dazu beigetragen werden, daß es nicht wieder zu solchen Delikten kommt.

Gruppentherapie ist sicher sinnvoll. In der Einzeltherapie passiert es nach meiner Erfahrung sehr schnell, daß man am Problem vorbei redet –, weil die Leute ja eigentlich ganz nett sind.

Das trifft zu. Es braucht dafür natürlich fähige und entsprechend ausgebildete Therapeuten. Als Therapeut einfach zu sagen »du bist ein Armer und die ganze Welt ist gegen dich«, genügt nicht. Meines Erachtens darf ein Therapeut mit einem Sexualdelinquenten nicht zu weich sein. Irgendwann muß man ihn mit dem Schaden konfrontieren, den er angerichtet hat. Solche Täter sollten von einem Therapeuten behandelt werden, der wirklich Haare auf den Zähnen hat, der nicht realitätsfremd ist und der dem Täter einmal sagt: »Was Sie getan haben, ist nicht in Ordnung.« Gruppentherapie hat den Vorteil, daß der Gruppendruck vorhanden ist. Wenn die Teilnehmer merken, daß es noch weitere Leute gibt, die so sind wie sie, kann wenigstens eine kontroverse Diskussion zu dieser Problematik entstehen. Wir müssen uns aber immer vor Augen halten: 90 % der Täter bestreiten die ihnen zur Last gelegten Delikte und geben vor, ein Justizirrtum zu sein. Da es mir als Juristin völlig unklar war, wie ein Therapeut mit einem sol-

chen Täter umgeht, habe ich Herrn Etzensberger³ darauf angesprochen. Dieser erklärte mir, daß ein Therapeut zum Täter nicht sagen soll, »Sie sind ein schlimmer Sexualdelinquent, jetzt schauen wir, warum Sie das gemacht haben«, sondern »auch wenn Sie nicht einsehen, weshalb Sie hier sind, Sie sitzen nun mal, und Sie haben ja sicher irgendwelche Probleme. Die könnten wir jetzt besprechen«. Irgendwann kommt man auf diese Weise dann auf die Problematik der Delikte zu sprechen. Die Programme in Amerika, über die ich allerdings nur in der Presse gelesen habe, bei denen sie die Opfer mit einbeziehen, finde ich gut. Wenn die Täter eins zu eins mit dieser Person konfrontiert werden und hören, wie sich diese fühlen, dann macht es vielleicht beim einen oder anderen Klick im Hirn. Wenn dies auch nur bei einigen wenigen der Fall wäre, hätten wir nicht mehr so viele rückfällige Sexualtäter.

Haben Sie in der Verhandlung einmal erlebt, daß jemand begriffen hat, was er da gemacht hat?

Schon während des Ermittlungsverfahrens haben wir einige wenige einsichtige Täter erlebt, die sagten, daß das, was sie getan hätten, ganz schlimm sei. Wir hatten sogar schon brutalste Serientäter, die ihr Taten als abscheulich bezeichneten. Diese Täter wissen, daß sie so nicht weiterleben können. Aber das kommt relativ selten vor. Es gibt ein paar wenige, die wirklich von A bis Z zu allem stehen, was ihnen vorgehalten wird und sich grundlegend ändern wollen. In der Regel ist es aber so, daß, wenn nicht bestritten wird, die Tat beschönigt wird. Ich hatte schon mehrmals Serientäter, die Kinder sexuell mißbraucht haben, die geständig und kooperativ waren, und bei denen ich ziemlich sicher war, sie hätten begriffen, was sie angerichtet hatten, und daß sie auch selbst zur Lösung ihrer Probleme beitragen müssen. Sie haben es begriffen, bis die Verhandlung, bei der sie einen guten Eindruck hinterlassen wollten, vorbei war. Einer, eigentlich ein sehr netter Typ, ist nach St. Johannsen gekommen. Bei ihm ging es therapeutisch sehr lange gut. Dann dauerte ihm alles zu lange, und er wollte auf einmal nicht mehr. In den letzten 16 Jahren hatten wir einige Täter, die unseres Wissens nie mehr rückfällig geworden sind. Andere begehen trotz Gesprächstherapie und Androcur das nächste Delikt, sobald sie wieder draußen sind. Viele verweigern auch die angeordnete Therapie. Sie sagen uns und dem Gericht: »Therapie, das kommt für mich ja gar nicht in Frage, ihr spinnst ja alle, ich bin der einzige Normale hier.« In solchen Fällen verzichtet das Gericht darauf, eine solche anzuordnen, es hat ja sowieso zu wenig gute Plätze. Insgesamt sind wir in der Schweiz i.S. stationäre Maßnahmen arm dran. Es fehlen uns die Anstalten, die ausgebildeten Therapeuten und Mitarbeiter. Man kann nicht einfach den Dorfarzt zum Therapeuten von Sexualstraftätern erklären. Wenigstens haben wir jetzt einen

forensischen Lehrstuhl, so daß ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe, daß es in Zukunft besser sein wird.

Gewalttätige, sexuelle Praktiken im Internet

Denken Sie, daß die Verbreitung, z.B. von Sadomasopraktiken und Pädophilie in den Medien eine Rolle spielt?

Pädosexuell veranlagte Leute hat es immer gegeben. Die mußten sich bisher mit irgendwelchen Heften und Filmen, die sie zuerst noch erwerben mußten, begnügen. Heute gibt es im Internet für solche Leute bisher nicht vorhandene Angebote, die sie zu Hause ohne Aufwand genießen können. Das Angebot ist derart riesig; es ist für Nicht-Insider unvorstellbar, was da angeboten wird: Angebote an Reisen irgendwohin, wo Kinder sexuell mißbraucht werden können, abartigste Sexualpraktiken, um nur einige Beispiele zu nennen.

Es ist möglich, daß mittels Internet Bedürfnisse geweckt werden, sich als mächtigeren Mann zu erleben; sadistische Neigungen auszuleben oder den »Reiz des Neuen« zu befriedigen. Es gibt ja im Internet nichts, was es nicht gibt. Ich war angenehm überrascht, daß ein Gericht in Deutschland einen Provider bestraft hat. Das Internet muß man ja nicht abschaffen, aber ich bin der Meinung, daß der Provider eine Verantwortung dafür trägt, was auf seinem Netz gesendet wird. Immerhin verdient er damit viel Geld. Es sollte mehr dagegen unternommen werden, daß derartige Sachen in dieser Form verbreitet werden. Wer für den uneingeschränkten Konsum widerlichster harter Pornographie plädiert, sollte sich vor Augen halten, daß hinter jedem Bild eines Kindes, das im Film sexuell mißbraucht und gefoltert wird, ein wirkliches, lebendiges Opfer steht. Hinzu kommt der Aspekt des Jugendschutzes. Ich habe vor Jahren ein Verfahren gegen zwei Jugendliche geführt, die zugaben, ein Mädchen aus ihrer Klasse vergewaltigt zu haben. Sie erklärten, sie hätten sich einen Pornofilm ausgeliehen und seien dann auf die Idee gekommen, mit einem Mädchen das zu machen, was sie im Film gesehen hatten. Dieser Film war vergleichsweise noch harmlos. Ich finde die Vorstellung beängstigend, daß Jugendliche auf die Idee kommen könnten, das, was sie im Internet anschauen, in die Praxis umzusetzen.

Könnten Sie sich auch die umgekehrte Variante denken, daß sich jemand vor dem Video und dem Internet austobt und sich dafür nicht an realen Menschen vergreift?

Das mag für eine andere Gruppe schon gelten. Wenn der visuelle Konsum halbwegs normaler Sexualität – dazu zähle ich auch s/m Praktiken und menschliche Ausscheidungen – dazu beiträgt, daß jemand seine Phantasi-

en auf diese Weise austobt, anstatt sich an realen Menschen sexuell zu vergreifen, kann Pornographie auch eine positive Wirkung haben. Nur denke ich, wer sich mit solchen sexuellen Gedanken beschäftigt, braucht ja nicht unbedingt noch das Internet. Der kann sich nach wie vor einen Film oder ein Heft holen. Wir beschlagnahmen kistenweise harte Pornos, die Personen bestellt haben, die gehört haben, es gäbe Sex mit Tieren, s/m Praktiken und menschliche Ausscheidungen zu sehen. Die wollen das einfach mal anschauen. Was man sich von den Versandfirmen zuschicken lassen kann, ist geradezu harmlos im Verhältnis zum Internet, wobei ich als Tierfreundin betonen möchte, daß ich Erzeugnisse, die Sex mit Tieren beinhalten genau so verwerflich finde wie Kinderporno, da in beiden Fällen wehrlose Opfer mißbraucht werden. Wenn Personen diese Ware im Inland erwerben, ist der Konsum von harter Porno (noch) nicht strafbar, wenn sie dagegen die Ware im Ausland bestellen, werden sie wegen Einfuhr von harter Porno verurteilt. Ich glaube, daß das, was im Internet gezeigt wird, nicht einmal in der Phantasie vieler Leute vorkommt. Zudem bekommen Kinder und Jugendliche eine ganz falsche Vorstellung von der Sexualität, wenn sie ins Internet einsteigen und auf solche Bilder stoßen.

Perverse Neigung oder böse Tat?

Sehen Sie darin etwas Bösertiges, oder sind das perverse Neigungen?

Das Böse muß mit einer Moralvorstellung verbunden sein, daß man es überhaupt vom Guten unterscheiden kann. Die individuellen Vorstellungen von Gut und Böse können sehr unterschiedlich sein. Aber Moralvorstellung hin oder her, ich kann mir nicht vorstellen daß ein einigermaßen normal denkender Mensch es gut findet, daß Kinder zwecks Herstellung solcher pornographischer Erzeugnisse sexuell mißhandelt werden. Menschen, die solche Handlungen gut finden, würde ich schon als pervers bezeichnen.

Ich habe relativ viele Tötungsdelikte begutachtet. Die eindrucklichste Erfahrung war, daß Tötungsdelikte fast immer Unglücksfälle sind. Irgendwann steigert sich jemand in eine Sache, meistens eine konflikthafte Beziehung hinein, wird destruktiv. Aber er hatte das nicht von Anfang an geplant. Bei ganz wenigen entstand der Eindruck, daß da eine Lust am Töten mitspielt. Da kommt mir die Idee vom Bösen. Sie sagen, bei den Sexualstraftätern ist das ein bißchen anders. Relativ häufig gingen sie über ihr Gegenüber hinweg. Oder sie spüren gar nicht, daß da ein Gegenüber ist.

Oder sie spüren es und setzen sich darüber hinweg. Es gibt diese Täter, die die Sexualität als besonders toll erleben, wenn das Gegenüber Angst hat,

Angsterzeugung ist ja auch eine Form der Machtausübung. Ich bin ein sehr freiheitsliebender Mensch. Ich denke, eine der größten Einschnidungen in die Freiheit eines Menschen ist, den sexuellen Selbstbestimmungswillen des anderen zu mißachten, und zwar bewußt. Da wird geschlagen, die Frau schreit, sie weint, sie versucht sich mit Händen und Füßen zu wehren, und der Mann will uns noch für dumm verkaufen und behauptet, er hätte nicht gemerkt, daß die Frau mit den sexuellen Handlungen nicht einverstanden war. Die meisten Beschuldigten sagen nicht etwa »ich habe es nicht getan, diese Frau kenne ich nicht«, sondern »ich habe mich mit dieser Frau sexuell eingelassen, aber sie hat freiwillig mitgemacht«. Wenn man schon die Tat begangen hat, könnte man wenigstens so anständig sein und versuchen, dem Opfer nicht noch einen größeren Schaden zuzufügen, indem es vor Gericht stehen und sich von der Verteidigung als Lügnerin hinstellen lassen muß. Das ist für mich die Fortsetzung des Bösen – auch wenn das Bestreiten strafprozessual gesehen zu den Rechten des Angeklagten gehört.

Was bedeutet dann eine psychiatrische Diagnose wie Persönlichkeitsstörung oder sexuelle Devianz?

In der Bevölkerung herrscht die Meinung, ein Gutachten diene dazu, den Täter zu entlasten, damit er vor Gericht »besser fährt«. Das ist nicht so. Der forensische Psychiater stellt den Grad der Verminderung der Zurechnungsfähigkeit fest und schlägt Maßnahmen vor, die die Gefahr weiterer Delikte vermindern sollen. Die Gerichte hätten enorme Schwierigkeiten, ohne Hilfe der Gutachten die angezeigte Strafe und/oder Maßnahme auszufallen. Ich denke, wenn wir schon beim Bösen sind: wenn man den Gerichten Wege aufzeigt, wie man allenfalls dazu beitragen könnte, daß der betreffende Täter zukünftig weniger stark rückfallgefährdet sein kann, tragen wir auch etwas dazu bei, daß das Böse in diesem Menschen gemindert werden kann. Ich möchte als *ceterum censeo* noch einmal betonen: die Gutachter müssen forensisch ausgebildet sein, um ein zuverlässiges Gutachten erstellen zu können.

Gewalt in Beziehungen

Bei Gewalt innerhalb von Beziehungen – wir nennen dies den sozialen Nahraum – ist oft nach und nach eine Steigerung der Gewalt festzustellen. Im Projekt »Halt – Gewalt« untersuchen wir anhand von Fällen, die in Basel passiert sind, verschiedene Aspekte und Probleme im Zusammenhang mit dem Phänomen der Gewalt im sozialen Nahraum. Die klassischen Schritte dieser Gewaltsteigerung sind die folgenden: Zuerst wird die Frau von ihrem Partner geschlagen und bedroht. Wenn sie trotz der Drohungen eine

Anzeige erstattet, verspricht der Mann das Blaue vom Himmel, er werde es nie wieder machen, er werde sich bessern, und sie zieht den Strafantrag zurück. Dann geht er nach Hause und benimmt sich bestenfalls für eine kurze Zeit anständig. Die Frau wird dann massiver geschlagen und massiver bedroht; weil die Frau nicht nach seinen Vorstellungen »spurt«. Die Frau ist derart eingeschüchtert, sie traut sich nicht, nochmals eine Anzeige zu erstatten, weil sie glaubt, man werde sie nicht ernstnehmen. Irgendwann geht der Mann dazu über, seine »Waffe«, sprich Penis, gegen sie zu verwenden. Wenn die Frau sich immer noch nicht so verhält, wie er dies wünscht, vergreift er sich an dem, was der Frau am liebsten und am nächsten ist, an den Kindern. Die Frau soll sehen, was ihr »renitentes« Verhalten für Konsequenzen hat.

Was im sozialen Nahraum auch häufig stattfindet, und was wir kaum strafrechtlich erfassen können, ist der Psychoterror, den Männer an ihren Partnerinnen verüben. Eine Frau verbal zu erniedrigen, sie klein zu machen, sie fertig zu machen, daß sie sich wertlos vorkommt, das ist wieder Macht- ausübung. Sehr viele Täter sind narzißtisch gestört. Sie versuchen zuerst im kleinen, ihre Macht zu beweisen. Die Frau darf nicht arbeiten gehen, die Frau bekommt kein eigenes Geld, sie muß um das Haushaltsgeld für die Familie betteln, sie wird gegen außen abgeschirmt. Um sie abzuschten verbieten die Männer den ausländischen Frauen, einen Deutschkurs zu besuchen, weil sie dort mit Leuten zusammenkommen könnten, die ihnen sagen könnten, daß das, was zu Hause passiert, nicht geduldet werden muß.

Die psychisch, physisch und sexuell mißhandelten Frauen ringen sich oft erst nach langer Zeit zu einer Anzeige durch – meistens ist es so, daß diese Frauen jahrelang die Mißhandlungen erdulden, und erst wenn der Mann auf die Kinder los geht, wehren sie sich. In der Regel sind sie meist gar nicht in der Lage, in den Einvernahmen spontan zu erzählen, was sie alles erlebt haben. Sie schildern in der Regel nur das, was für sie am aktuellsten und deshalb am schlimmsten ist. Wir wissen inzwischen aus Erfahrung, daß wir nachfragen müssen, ob diese einzelnen Mißhandlungen wirklich alles waren, was vorgefallen ist. Erst dann erfahren wir den Umfang der meist jahrelangen Qual.

Scham

Bei der Einführung des Tatbestandes der Vergewaltigung in der Ehe haben viele befürchtet, es würde Anzeigen »hageln«. Weil ich mir ein Bild machen wollte, was auf uns zukommt, habe ich einige Anwälte und Anwältinnen angerufen und diese gefragt, ob die Klientinnen im Rahmen von Scheidungen von sexuellen Mißhandlungen berichten. Ich habe erfahren,

daß Frauen auch in Schweizer Ehen Unerträgliches erleben. Diese Frauen wollen aber unter keinen Umständen eine Anzeige erstatten. Sie behalten das lieber für sich, sie erdulden lieber die Situation als damit an die Öffentlichkeit zu gehen. Ich bin überzeugt, daß das Schamgefühl gerade bei den »oberen« Schichten unüberwindbar ist. Mir soll niemand weis machen, daß es nicht auch Bankdirektoren, Ärzte und Anwälte gibt, die ihre Frauen psychisch, physisch und sexuell mißhandeln. Wenn Sie aber die Zeitung aufschlagen, ist es wieder ein Migrant, der das gemacht hat und eine Migrantin als Opfer. Ich finde es großartig, daß diese Frauen so emanzipiert sind, daß sie sich helfen lassen.

Ich habe Bekannte und Freundinnen, von denen ich erfahren habe, daß sie von ihren Männern geschlagen und vergewaltigt wurden. Ich habe ihnen geraten, Anzeige zu erstatten, aber nur eine einzige hat meinen Rat befolgt, die anderen hatten Angst, daß jemand davon erfährt. Einige Frauen, die bei uns gegen ihre Männer Anzeige erstattet haben, haben erzählt, daß sie deshalb im Freundeskreis gemieden worden seien. Man hätte ihnen zum Vorwurf gemacht, daß anständige Leute solche Probleme zu Hause unter sich aushandeln.

In den USA und Deutschland gibt es erfolgreiche Trainingsprogramme für Männer, die im sozialen Nahraum Gewalt ausüben. Inzwischen gibt es dort auch Frauen aus besten Verhältnissen, die Anzeige erstatten. Ich denke, es ist eine Frage der Zeit, bis auch bei uns solche Opfer anfangen, sich zu wehren. Diese Frauen haben sicher auch deshalb Angst, sich uns gegenüber zu offenbaren, weil zwangsläufig der Lebensstandard sinkt, wenn der Partner eingesperrt wird. Die Scham dieser Frauen steht aber für mich immer noch im Vordergrund.

»Verhäuslichte Gewalt«

Solange unsere Gesellschaft so funktioniert, scheint das auch ein fremdbestimmter Wert zu sein. M. Honig (1992) spricht davon, daß die Paare, die Familien Konflikte austragen, die in der Gesellschaft grassieren. Wenn Männer einerseits Machos sein sollen oder sozusagen das Haupt der Familie, das aber auf der anderen Seite gar nicht können, tragen sie das nach Hause.

Das glaube ich auch. Ich glaube, sehr viele Frustrationen werden da weitergetragen. Wenn der Chef den Mann im Büro schikaniert, was ja vorkommen kann, ist es naheliegend, daß er zu Hause seine Wut am nächstschwächeren Glied in der Kette, sprich an der Frau oder an den Kindern, ausläßt. Dieses Verhalten kann ich nachvollziehen. Wenn der Mann aber seine Frustration mittels Psychoterror, körperlicher und sexueller Mißhandlungen abzureagieren versucht, habe ich Null Verständnis.

Anmerkungen

- 1 Herr Prof. Dr. V. Dittmann ist Lehrstuhlinhaber für Rechtsmedizin und forensische Psychiatrie an der Universität Basel.
- 2 Herr Dr. F. Urbaniok ist Oberarzt des gerichtsmedizinischen Dienstes im Kanton Zürich.
- 3 Herr Dr. M. Etzensberger ist Direktor der Psychiatrischen Klinik Königsfelden und u.a. spezialisiert für forensische Psychiatrie.

Literatur

- K.M. Beier; G. Hinrichs (Hrsg.): Psychotherapie mit Straffälligen. Standorte und Thesen zum Verhältnis Patient – Therapeut – Justiz, Gustav Fischer Verlag Stuttgart 1995
- M. Honig: Verhäuslichte Gewalt, Suhrkamp Verlag Frankfurt 1992
- A. Marneros: Sexualmörder. Eine erklärende Erzählung. Edition das Narrenschiff im Psychiatrie Verlag, Bonn 1997
- W. Rasch: Tötung des Intimparters. Edition das Narrenschiff im Psychiatrie Verlag, Bonn 1995
- E. Schorsch: Perversion, Liebe, Gewalt. Beiträge zur Sexualforschung 68, herausgegeben von M. Danecker, G. Schmidt und V. Siegusch, Enke Verlag Stuttgart 1993

Transgenerationale Spätfolgen einer nationalsozialistischen Familien-Vergangenheit

Gabriele Rosenthal

Zusammenfassung

Die Autorin diskutiert die empirischen Befunde einer sozialwissenschaftlichen Studie zu Drei-Generationen-Familien von Nazi-Tätern. Es werden einige Fallbeispiele vorgestellt und die Wirkung von Familiengeheimnissen und Familienmythen sowohl auf den familialen Dialog als auch auf die Biographien der Kinder- und der Enkelgeneration verdeutlicht. Die Entwicklung und Rationalität von Vernichtungsgängsten findet dabei eine ausführliche Diskussion.

Eine Vergangenheit zum Ver-rücktwerden

Uli Sonntag¹, verzweifelt und voller Wut, demoliert seine Wohnung. Seine in einer entfernten Stadt lebende Mutter telefoniert mit ihm und bemerkt seine Verstörung. Telefonisch veranlaßt sie seine Einweisung in die Psychiatrie. Polizeibeamte dringen in die Wohnung des jungen Mannes ein. Während sich die Polizisten in jedem Zimmer genau umschauchen, denkt Uli einerseits, sie suchten nach der Leiche eines von ihm ermordeten Menschen. Andererseits ist er davon überzeugt, daß sie gekommen sind, um seinen Großvater zu verhaften, dessen Vergangenheit während der Nazi-Zeit Uli seit Jahren beharrlich auf die Spur zu kommen sucht. Der Verdacht einer schuldhaften Verstrickung des Großvaters in Nazi-Verbrechen gründet sich – für den Enkel wie auch für andere Angehörige seiner Familie – vor allem auf die Verhaftung Otto Sonntags durch die Militärbehörden im Jahre 1946 und seine neunmonatige Inhaftierung unter dem Anklagepunkt der Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Nach den Aussagen des Großvaters war er abwechselnd von der französischen Besatzungsmacht in Württemberg und von den amerikanischen Militärbehörden im ehemaligen KZ Dachau inhaftiert.² Die in der Familie eingespielte Erklärung, es habe sich um eine Namensverwechslung gehandelt, zweifelt Uli an. Die in diesem Zusammenhang erzählte Geschichte klingt auch für den Außenstehenden nicht plausibel. Es wird behauptet, die Großmutter habe nach neun Monaten das Soldbuch des Großvaters der amerikanischen Behörde vorgelegt und so

beweisen können, daß Otto Sonntag während des Krieges nie in Frankreich war, wo er sich laut Anklage schuldig gemacht haben soll.

Der Enkel Uli nimmt in der Familie die Rolle des Fragenden und Zweiflers ein, während sein Vater die Fragen abwehrt und die Schwester seines Vaters sich schuldig dafür fühlt, daß sie selbst in ihrer Jugend die Vergangenheit der Eltern angezweifelt hat. Beide Kinder von Otto Sonntag fühlen sich durch die Vermutung einer Täterschaft ihres Vater äußerst bedroht; gleichzeitig stellt Uli stellvertretend für sie die Familienvergangenheit und damit zusammenhängend die Familienmythen in Frage. Die Cousine von Uli war zeitweise seine Verbündete; sie nahm sich jedoch 1995 – nach Abschluß eines erfolgreichen Studiums der Geschichte – das Leben.

Uli pendelt seit Jahren zwischen seinen Zweifeln an der Vergangenheit des Großvaters, für die er in Familiendialogen immer wieder Hinweise findet, und Zweifeln an seiner eigenen Wahrnehmungsfähigkeit. Er quält sich mit dem Gedanken, daß er dem Großvater Unrecht tue und sich vielleicht alles nur einbilde. Zu jenem Zeitpunkt allerdings, als die Polizeibeamten in seine Wohnung eindringen, ist er sich sicher, daß der Großvater sich während der Nazizeit schuldig gemacht und sich an Verbrechen beteiligt habe. Auf dem Weg in die Psychiatrie versucht er, die Beamten von den Verbrechen seines Großvaters zu überzeugen, und glaubt an dessen bevorstehende Verhaftung. Statt dessen wird er in die Klinik eingeliefert. Noch am selben Abend bricht Uli aus und bringt sich selbst und andere in Lebensgefahr. Wieder in der Psychiatrie führt die vorwiegend medikamentöse Behandlung recht schnell zu seiner Entlassung. Dort hatte er das Glück, auf einen Arzt zu treffen, der ihm das Gefühl vermittelte, daß seine Auseinandersetzung mit der Familiengeschichte nicht nur ein Symptom seiner schizophrenen Erkrankung – so die Diagnose – sei.

Nach seiner Entlassung aus der Psychiatrie suchte Uli Sonntag mich auf. Wir hatten uns 1993, vier Jahre zuvor, im Zusammenhang mit dem von mir geleiteten Forschungsprojekt »Der Holocaust im Leben von drei Generationen«³ kennengelernt. Er hatte Kontakt zu uns aufgenommen, um uns zu bitten, seinen Großvater und seine Familie zu interviewen. In gewisser Weise gab er uns damit den Auftrag, für ihn herauszufinden, an welchen Verbrechen der Großvater während des Nationalsozialismus beteiligt gewesen war. Obwohl wir ihm versicherten, daß wir auch innerhalb der Familie die Schweigepflicht wahren und deshalb mit ihm über die Interviews mit seinen Familienangehörigen nicht sprechen würden, erklärte er sich zu einem Interview mit meiner Kollegin Bettina Völter und mir bereit. Auch die Gespräche mit seinen Großeltern väterlicherseits, seinen Eltern, seiner Tante väterlicherseits, sowie mit seiner Cousine erfolgten auf seine Vermittlung hin. Im Laufe der Zeit wurde ich für ihn zu einer Art Wirklichkeitsgarantin, die ihm das Gefühl vermittelt, daß seine Ahnungen

hinsichtlich der Vergangenheit seiner Großeltern nicht Ausgeburten einer kranken Phantasie sind, sondern durchaus ihre Berechtigung haben können. Bei seinem Besuch nach seiner Erkrankung erzählte er mir von einem Ereignis, das er bei einem kürzlichen Besuch bei seinen Eltern erlebt hatte: auf einer Autofahrt mit dem Vater habe dieser ihn wegen seines Zigarettenrauchens mit der Bemerkung zurechtgewiesen: »Hier stinkt es ja wie in einer Gaskammer.« Uli empört sich über den Vergleich, woraufhin der Vater meint: »Na, wenn du so empfindlich bist, werde ich eben in Zukunft Räucherkerzen sagen.« Uli fühlt sich bestärkt, als ich ihm versichere, daß eine solche Bemerkung nicht einfach als üblicher Sprachgebrauch abgetan werden könne, daß er nicht überempfindlich reagiert habe und daß durchaus bedenkenswert sei, wie der Vater zu solch einem Vergleich komme. Meine weitergehende Interpretation, die ich aufgrund meiner Kenntnis der Familiengeschichte habe, teile ich ihm nicht mit. Ich nehme an, daß der Vergleich mit dem Geruch in der Gaskammer im Zusammenhang mit den verschwiegenen Anteilen der Vergangenheit des Großvaters und den diesbezüglichen Phantasien seines Sohnes steht.

Bevor ich jedoch näher darauf eingehe, zunächst noch einmal zum Gespräch mit Uli kurz nach seiner Entlassung aus der Psychiatrie. Uli erzählt mir von seinen Wahnvorstellungen während seiner psychotischen Episode. Er habe den Drang gehabt, jemanden zu ermorden, um sich von den Taten seines Großvaters befreien zu können. Dieser Logik zufolge muß der Enkel sich schuldig machen, um sich von der vom Großvater nicht eingestandenen Schuld befreien zu können; er provoziert damit eine Bestrafung für begangenes Unrecht, welcher sich der Großvater entzogen hat. Ulis Anliegen, die Schuld des Großvaters aufzuklären und ihn zum Eingestehen seiner Taten zu motivieren, ist heute stärker denn je. Wie auch in den Jahren vor seiner Erkrankung stellt Uli in Briefen an den Großvater Fragen, auf die er anstelle von Antworten nazistisch geprägte weltanschauliche Belehrungen und beigelegte Kopien von Artikeln aus der rechtsextremen Zeitschrift »Junge Freiheit« erhält. Der Großvater schreibt, daß er traurig über Ulis Anschuldigungen sei, verweist diese ins »Reich seiner Phantasie« und beschuldigt den Enkel, das Vertrauensverhältnis zwischen ihnen zu gefährden.

Es ist nun nicht mein Anliegen, die psychische Erkrankung Uli Sonntags im Sinne von Ursache und Wirkung zu erklären. Als Nicht-Klinikerin ist dies auch nicht meine Aufgabe. Aus der Perspektive der Soziologin und Biographieforscherin möchte ich jedoch die Rationalität der Erkrankung, der Phantasien und Ängste dieses Enkels beleuchten und sie in den Kontext seiner Familiengeschichte stellen. Gestützt auf andere Fallanalysen gehe ich davon aus, daß sie als Zeichen gedeutet werden können, die im Zusammenhang mit der konkreten Familiengeschichte stehen und damit auch

Aufschluß über die verleugneten Anteile der Familienvergangenheit geben. Umgekehrt bin ich jedoch der Ansicht, daß wir, um interpretative Fehlschlüsse zu vermeiden, versuchen müssen, die Symptome, die Phantasien und Ängste in diesem Kontext zu verstehen und zu deuten. Dies gilt nun keineswegs nur für sozialwissenschaftliche Analysen, sondern auch für die ärztliche und psychotherapeutische Diagnostik und Therapie (vgl. Müller-Hohagen 1988).

Zum familiengeschichtlichen Kontext Uli Sonntags nun einige Informationen, deren Komprimiertheit auf den Ergebnissen der Fallanalyse beruhen.

Otto Sonntag war als Jugendlicher bereits in den zwanziger Jahren Mitglied einer nationalsozialistischen Organisation, trat 1928 in die SA und 1932 in die NSDAP ein, wurde später SA-Führer und war als gelernter Architekt während des Krieges als Regierungsbauinspektor tätig. Sowohl zum Charakter als auch zu den Orten seiner »Einsätze« macht er ungenaue und widersprüchliche Aussagen. So stimmen seine Ortsangaben mit den Angaben seiner Ehefrau und den Auskünften, die wir aus den Archiven erhielten, nicht überein. In der recht kurzen Präsentation seiner Kriegszeit gibt Herr Sonntag an, als Bauingenieur mit dem Bau von Radaranlagen in Norwegen beauftragt gewesen zu sein. Der Archivauskunft zufolge war Herr Sonntag jedoch zunächst als Regierungsbauinspektor (Beförderung 1942) und ab 1944 als Regierungsbaurat im Dienst der Luftwaffe im Luftgaukommando München⁴ tätig. Seinen Aufenthalt während des Krieges im Raum München erwähnen weder er noch seine Frau oder ein anderes Familienmitglied.

Auffallend im Interview mit Otto Sonntag ist, daß er kaum zu bewegen ist, etwas über seine Erlebnisse während der Kriegsjahre zu erzählen. Auf erzählgenerierende Fragen zu seinen Kriegserlebnissen reagiert er wiederholt mit Argumentationen über die Kriegsschuld der Juden, wie z.B.: »Hitler hat ein paar mal Friedensangebote gemacht. Das war nach dem ersten Polenfeldzug ... die Westalliierten haben das abgelehnt ... Es ist die Vergeltung des internationalen Judentums gewesen, die gesagt haben ›Jetzt haben wir sie und jetzt wird nicht nachgegeben.«

Otto Sonntag versichert, vor seiner Inhaftierung in Dachau nichts über die Nazi-Verbrechen gewußt zu haben. Er bezweifelt die »Authentizität« der Photographien von »Leichenbergen«, die man den Inhaftierten in Dachau zeigte, und beschäftigt sich dann ausführlich mit der Frage, wie denn nach 1945 noch so viele Leichen vorhanden sein konnten. Er argumentiert, daß man doch versucht habe, alle Leichen zu verbrennen.

Wir können uns fragen, ob Otto Sonntag selbst mit Leichenverbrennungen zu tun hatte, ob er etwa als Architekt mit dem Bau von Verbrennungsanlagen in Konzentrationslagern befaßt war. Auffallend in der Fa-

milie ist jedenfalls der Umgang mit dem Themenfeld »Feuer«. Sein Sohn Eberhard, Ulis Vater, stellt sich »brennende« Fragen in bezug auf seine eigene Lebensgeschichte; er beschäftigt sich mit der Überlegung, ob er selbst fähig wäre, Menschen zu erschießen oder Frauen und Kinder eingesperrt in einer Kirche verbrennen zu lassen, und kommt dabei zu dem Schluß, er könne seine »Hand nicht dafür ins Feuer legen«, daß er einen solchen Befehl nicht ausführen würde. Ähnlich wie sein Vater entschuldigt er die Täter, die solche Verbrechen begingen, in erster Linie mit Argumentationen über die Schuld der Opfer. Auch finden wir in seiner Biographie Anzeichen für eine Faszination für Feuer und Verbrennungen durch Feuer.

Dagegen hat der Enkel Uli eine deutliche Angst vor Feuer. Immer wieder träumt er, daß er in seinem Kinderzimmer vom Feuer überrascht wird und nicht ausbrechen kann. An anderer Stelle phantasiert er sich selbst brennend in den Scheiterhaufen des Konzentrationslagers Stutthof bei Danzig. Während der Vater sich in der Rolle des Verantwortlichen für das Verbrennen von Frauen und Kindern sieht, visualisiert sich der Enkel in Träumen und Phantasien in der Rolle des vom Feuertod bedrohten Opfers und auch des im Feuer eingeschlossenen Kindes. Aber auch Uli wird von erheblichen Zweifeln hinsichtlich möglicher eigener Täteranteile geplagt.

Unsere biographischen Fallrekonstruktionen verdeutlichen, daß derartige Phantasien in den Tag- und Nachträumen der Kinder und der Enkel den nicht-erzählten, aber als Geheimnisse im Raum stehenden Familienerfahrungen sehr nahe kommen können. Während den Nachgeborenen ein Zusammenhang mit der Familiengeschichte zumeist nicht bewußt ist, zeigen sich in den inhaltlichen Ausprägungen dieser Phantasien häufig auffallende Übereinstimmungen mit den konkreten Erfahrungen in der verhüllten Familiengeschichte. Ganz allgemein können wir davon ausgehen, daß die transgenerationalen Folgen einer spezifischen Familienvergangenheit – also sowohl bei Familien von Tätern, von »Zuschauern«, Widerstandskämpfern oder auch Verfolgten der Nazi-Zeit⁵ – bei den Kindern und Enkeln nicht zufällig mit diesen jeweiligen Vergangenheiten verbunden sind. Die biographischen Schwierigkeiten und die biographische Arbeit⁶ im Umgang mit der Familienvergangenheit sind Ergebnis ganz spezifischer Lebensbedingungen vor, während und nach der Nazi-Zeit, und sie sind zudem verknüpft mit der jeweiligen Position der Nachgeborenen im Familiensystem. Kinder und Enkel bearbeiten je nach ihrer Stellung in der Familie, je nach den Familienaufträgen, die sie übernehmen oder von sich weisen, je nach ihrer Identifikation mit bestimmten Familienangehörigen und je nach ihren eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen bestimmte Anteile der Familiengeschichte, während andere Anteile für sie weniger von Bedeutung sind. Bei Familien mit mehreren Kindern und Enkeln können wir

beobachten, wie jeweils unterschiedliche Anteile der Familienvergangenheit biographisch bearbeitet werden. In der Familie Sonntag etwa bearbeitet der Sohn die Thematik der Vergabe von Befehlen zum Verbrennen von Menschen, während sich seine Schwester stärker mit dem Antisemitismus in der Familie auseinandersetzt.

Die Familie Sonntag ist kein Einzelfall. An ihr wurden – u.a. aufgrund unserer recht aufwendigen Fallstudie – in sehr prägnanter Weise fallübergreifende Merkmale deutlich, die wir auch in anderen Familien finden konnten. Auf der Ebene der Familiendynamik zeigte sich, daß Familiengeheimnisse und – darauf aufbauend – Familienmythen erheblichen Einfluß auf den familialen Dialog und auf die Biographien der Nachgeborenen haben.⁷ Die Familiengeheimnisse, die meist durch Mythen abgedeckt und damit immer wieder angesprochen werden, gehören mit zu den wirksamsten Mechanismen der Fortwirkung von Familienvergangenheiten. Den Mythos von der Namensverwechslung in der Familie Sonntag können wir z.B. folgendermaßen lesen: Der Großvater war ein anderer Mensch, als er die ihm angelasteten Taten beging, d.h. in ihm verbirgt sich noch eine andere Person. Aus dieser Deutung lassen sich weitere Glaubenssätze ableiten: Handlungen, die man bei anderen verurteilt, wurden nicht von diesen begangen, sondern von jemandem anderen. Handlungen, für die man sich nicht verantwortlich fühlen möchte, wurden nicht von einem selbst, sondern von jemandem anderen begangen.

Auf der Ebene der einzelnen Lebensgeschichte können wir beobachten, wie Kinder und Enkel beängstigende Phantasien zu den Familiengeheimnissen ausbilden und auch ausagieren. Während Kinder und Enkel von Überlebenden der Shoah sich selbst als Verfolgte in bestimmten Situationen imaginieren, etwa beim Gang in die Gaskammer, während Kinder und Enkel von Zuschauern der Nazi-Verbrechen sich in zuschauende Haltungen phantasieren und sich mit Schuldgefühlen wegen unterlassener Hilfeleistung plagen, sind Kinder und Enkel von Nazi-Tätern, ähnlich wie Eberhard Sonntag, mit Phantasien aus der Perspektive der Täter, mit Vorstellungen über deren Taten und mit quälenden Schuldgefühlen wegen des Begehens von Verbrechen, beschäftigt. Dabei versuchen sie sich immer wieder damit zu beruhigen, daß diese Phantasien doch keinen Realitätsgehalt, also keine Verbindung zur Familiengeschichte, hätten. Diese Beschwichtigungen führen jedoch nicht dazu, daß die Kinder und Enkel sich erleichtert fühlen; vielmehr beginnen sie, an ihrer Wahrnehmung zu zweifeln, und befürchten, an Wahnvorstellungen zu leiden. Ähnlich wie in der Familie Sonntag zeigt sich auch bei anderen Befragten die Tendenz, daß die Generation der Kinder mehr auf Phantasien über eigene Täteranteile konzentriert ist, während sich die Generation der Enkel verstärkt in der Rolle des Opfers visualisiert und diese Opferrolle auch in ihren biographischen

Entscheidungen, etwa ihrer Berufs- oder Partnerwahl, biographisch zu bearbeiten beginnt.

Neben den beängstigenden Phantasien und Schuldgefühlen finden wir immer wieder erhebliche Vernichtungsängste bei den Kinder und Enkeln. Darauf werde ich nach einer Diskussion über Familiengeheimnisse und -mythen noch ausführlicher eingehen.

Familiengeheimnisse und Familienmythen

Die meisten Kinder und Enkel sind in Familien aufgewachsen, in denen man ihnen immer wieder versicherte, man habe von den Nazi-Verbrechen erst nach 1945 erfahren. Damit übereinstimmend wurden sie in Deutschland in einer gesellschaftlichen Wirklichkeit sozialisiert, die sich keineswegs durch Aufdeckung der Wirklichkeit vor 1945 auszeichnet. Zwar ist die Zeit des Nationalsozialismus zunehmend ein Thema in den Massenmedien, doch wird die Aufdeckung der Verbrechen im Sinne der Benennung der Täter immer noch vernachlässigt; ihre Thematisierung, wie z.B. in der Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung über die Verbrechen der Wehrmacht an der Ostfront,⁸ provoziert immer noch starke emotionale Aufregung und Anfeindung. Dies bedeutet jedoch keineswegs, daß über die Nazi-Zeit in den Familien nicht gesprochen würde. Die immer wieder erzählten Geschichten kreisen jedoch in erster Linie um Situationen und Zeitphasen des Erleidens, um das Leiden und die Opfer des Krieges bei Bombenangriffen, beim Rückzug der Wehrmacht, bei Flucht und der Vertreibung. Die aktiven Bestandteile der Familiengeschichte, ob es sich nun um die Mitwirkung an nationalsozialistischen Veranstaltungen, um eine Zeugenschaft oder gar eine Beteiligung an den Verbrechen handelt, werden dagegen verschwiegen oder auch immer wieder massiv geleugnet (vgl. Rosenthal 1992). In Aussagen wie: »Wir haben von nichts gewußt und wenn wir etwas dagegen getan hätten, wären wir an die Wand gestellt worden«, drückt sich das Gemenge von Leugnung und gleichzeitigem Eingeständnis zumindest der Kenntnis über Verbrechen aus, das in dieser Diffusität auch an die Nachgeborenen weitergegeben wird.

Nachgeborene erleben immer wieder, daß sie mit ihren – häufig durch den Schulunterricht über den Nationalsozialismus ausgelöst – Fragen an ihre Familien (vgl. Rommelsbacher, o.J.) an ein starkes Tabu rühren. Nicht nur erhalten sie keine Antworten; häufig streiten die Großeltern und Eltern aggressiv ab, klagen die Lehrer und die fragenden Kinder an oder sanktionieren sie (vgl. Rosenthal 1998). Auch Ulrike, die Tochter Otto Sonntags, begann angeregt durch den Schulunterricht in den 60er Jahren, den Vater zu seiner Vergangenheit zu befragen. Sie erzählt, daß der Vater bei

diesen Gesprächen immer sehr erregt gewesen sei und sich zu Unrecht beschuldigt gefühlt habe. Auch sei dabei einmal die Bemerkung gefallen: »Du hättest das auch gemacht.« Dieser Vorwurf, der indirekt ein »Machen« eingesteht, bewirkte, daß Ulrike bis heute verunsichert ist, ob nicht auch sie in einer bestimmten gesellschaftlichen Situation für die nationalsozialistischen Werte anfällig sein könne. Sie hat das Gefühl, sie müsse ihren Vater beschützen und eben nicht durch weitere Fragen bedrohen. Gleichzeitig ermutigt sie ihren Neffen Uli in seiner Suche nach der Vergangenheit ihres Vaters.

Die abgewehrten Anteile der Vergangenheit, über die nicht gesprochen werden darf, sind damit jedoch nicht aus dem Familiendialog verschwunden. Sie bestimmen ihn vielmehr in sehr dominanter Weise. Gerade dadurch, daß versucht wird, sie nicht zur Sprache kommen zu lassen, sind die Familiengeheimnisse in Andeutungen, zwischen den Zeilen und stellvertretend in der Behandlung von assoziierten Themen deutlich präsent und wirken sich auf die Handlungspraxis der Familie aus. Sie finden ihren Ausdruck durch bei bestimmten Themen immer wiederkehrende Gesprächsabbrüche und damit korrespondierende Themenwechsel, wie etwa bei Otto Sonntag und auch bei seiner Frau Frieda, die ihre Vergangenheit im Zweiten Weltkrieg durch das Thema »Kriegsschuld der Juden« verdecken. Auch immer wiederkehrende Beschwörungen bestimmter familialer Leitmotive transportieren die Inhalte von Geheimnissen. Ein solches Leitmotiv finden wir sehr deutlich in der Familie Seewald,⁹ in der der Großvater reklamiert: »Wer nicht gehorchen gelernt hat, der kann auch nicht befehlen.« Hinter diesem Motto liegen die von ihm befolgten Befehle »zur Vernichtung der Menschen«, wie er sich selbst ausdrückt, wobei er jedoch nicht offen eingesteht, daß er selbst solche Befehle ausführte. Zwischen den Zeilen seines Interviews und durch die von ihm immer wieder angesprochenen Themen wird deutlich, daß er vermutlich an Massenerschießungen in der Sowjetunion beteiligt war. Die durchgängigen Themen in dieser Familie sind »Gehorsam« und die »Unterwerfung unter staatliche Autoritäten«. Dies sind Themen, die in den Biographien sowohl der Tochter als auch der Enkelin bearbeitet werden. Die Tochter hadert z.B. bis zum heutigen Tage damit, daß sie bei ihrer vormilitärischen Ausbildung in der ehemaligen DDR den Befehl zu schießen befolgt habe. Sie erzählt: »Ich habe diese Patronenhülsen (stark betont) so lange in meiner Tasche immer rumgetragen (lachend) und mir war ganz kotzselend.« Petra, die Enkelin, beginnt, die militärische Vergangenheit ihres Großvaters biographisch in ihrer Partnerwahl zu bearbeiten. Obwohl – oder gerade weil – sich ihre Familie seit 1945 als betont pazifistisch präsentiert, heiratete sie einen Berufsoffizier der Nationalen Volksarmee. Von ihm fühlt sie sich in ihrer Eigenständigkeit behindert, leidet unter seiner Rechthaberei und seiner

Kontrolle. Ähnlich wie den Großvater fürchtet sie ihren Mann, der Alkoholprobleme hat und – wie sich im Interview mit ihr andeutet – sie auch manchmal schlägt.

Korrespondierend zum öffentlichen Diskurs in Deutschland ist der familiäre Dialog beherrscht von Mythen über die Nazi-Zeit, die sich unter dem Motto »Wir sind alle Opfer des Nazi-Systems« subsumieren lassen. Dieser je nach Familiengeschichte unterschiedlich ausbuchstabierte Glaubenssatz wird eingesetzt, um die hinter dem Schweigen liegenden Geheimnisse zu verhüllen. Im Vergleich der Familien zeigte sich, daß der Opfer-Mythos in Täter-Familien weit stärker strapaziert wird als in Familien von Zuschauern oder Mitläufern. Er steigert sich regelrecht zum Mythos: »Wir sind die eigentlichen Opfer.« Damit geht eine Täter-Opfer-Inversion einher, die aus den Tätern Opfer macht und die Opfer zu Tätern werden läßt.

Die genaue Analyse der Familienmythen, d.h. der von allen geteilten, uninterfragten Rechtfertigungsstrategien, der gemeinsam aufrechterhaltenen Sicht auf die Vergangenheit, gibt uns InterpretInnen, aber auch den Familienangehörigen selbst, Hinweise auf die durch sie verdeckten Familiengeheimnisse (vgl. Stierlin u.a. 1987). Da die Familienangehörigen zu ihrem eigenen Schutz an diese Mythen glauben möchten, agieren sie die Inhalte der Familiengeheimnisse über Phantasien in Tag- und Alpträumen aus. Während die Kinder von TäterInnen und MitläuferInnen der Nazi-Zeit noch eher die Möglichkeit haben, die Phantasien im Zusammenhang mit der Familienvergangenheit lesen zu können, wird dies für die Enkel und Enkelinnen schon weitaus schwieriger. So werden für sie die Phantasien und die damit verbundenen Ängste irrationaler und damit auch bedrohlicher.

Eine in der Familie gemeinsam betriebene Verhinderung der Thematisierung einer sehr belastenden Familienvergangenheit ist eine wesentliche Bedingung für die Entstehung und Aufrechterhaltung von geschlossenen bzw. gebundenen Familiensystemen. Hier gibt es nach innen kaum Grenzen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, während sich die Familie nach außen abgrenzt. Die Familie achtet auf Harmonie, Konflikte werden abgewehrt, man hat sich einig zu sein und muß alle gleich lieben (Wirsching/Stierlin 1982: 123ff). Im Familiengespräch der Familie Seewald wird von den Großeltern, der Tochter und der Enkelin versichert, daß man keine Geheimnisse voreinander und somit auch keine Fragen aneinander habe, da jeder von jedem alles wisse.

Diese Strategien des Verschweigens, Verleugnens und der Mythenbildung, so stark sie auch durch den öffentlichen Diskurs über den Nationalsozialismus bisher unterstützt wurden, vermindern bei den Kindern und Enkeln nun keineswegs das Leiden an der Vergangenheit. Das Gegenteil läßt sich beobachten: je stärker eine nationalsozialistische Vergangenheit, eine Zeugen- oder Täterschaft in der Familie geleugnet wird, um so nach-

haltiger sind die psychischen Belastungen für die Kinder- und Enkelgeneration. Kinder und Enkel von Familien mit Nazi-Tätern stehen dabei vor einem Dilemma: Beteiligen sie sich am Verhüllen der Vergangenheit und leugnen sie die Täteranteile ihrer Familiengeschichte, so werden sie unbewußt zu Komplizen ihrer Eltern und Großeltern. Sie bleiben damit an diese gebunden und in ihrer Autonomieentwicklung behindert (vgl. Bohleber 1995:43f). Versuchen sie dagegen, die Täteranteile in ihrer Familiengeschichte aufzudecken, so kämpfen sie mit erheblichen Zweifeln an ihrer Wahrnehmungsfähigkeit, haben Angst, paranoid zu werden und fürchten sich vor den Aggressionen ihrer Familienangehörigen gegen sie selbst. In jedem Fall haben sie Angst vor eigenen Täteranteilen, und manche von ihnen versuchen, dieser Angst durch eine Identifikation mit den Opfern zu begegnen. Eine biographische Bearbeitung dieser Angst kann in der Wahl eines jüdischen Partners liegen (vgl. Rosenthal im Druck: a).

Diejenigen in der Familie, die der Vergangenheit auf die Spur zu kommen suchen, fürchten, von der Familie ausgestoßen oder gar ermordet zu werden. Uli Sonntag z.B., dem es vor etwa zwei Jahren bei einem Besuch bei den Großeltern gelang, den Großvater zu einem ansatzweisen Eingeständnis seiner Taten zu bewegen, schloß sich in der darauf folgenden Nacht in sein Zimmer ein. Ihn quälte die Phantasie, sein Großvater könne ihn erschießen, weil er seiner Vergangenheit auf der Spur ist bzw. begonnen hat, die Loyalitätsbeziehung zu ihm zu lösen.

Die Angst, von den Eltern oder Großeltern ermordet zu werden

Vernichtungängste bei Kindern und Enkeln von Tätern beziehen sich häufig auf die unbewußte Phantasie, von den eigenen Eltern oder Großeltern ermordet zu werden (vgl. Kestenberg/Kestenberg 1987; Rosenthal/Bar-On 1992). Vielfach können wir die Angst beobachten, von der Familie selbst als lebensunwert betrachtet zu werden. Eine derartige Angst hatte z.B. Hiltrud Stegmann in ihrer Kindheit vor ihrem Vater, einem Euthanasiearzt; sie verheimlichte aus diesem Grund ihre Kurzsichtigkeit (Rosenthal/Bar-On 1992). Die Angst begleitet sie auch über den Tod des Vaters hinaus; noch heute leidet sie unter massiven Schlafstörungen. Die Entwicklung ihrer Todesängste – sie selbst spricht von »Vernichtungsängsten« – deutet sich im Interview mit ihr zunächst in einer Erinnerung an: Ihr Vater verprügelte sie als Vierjährige derart, daß sie mit Verletzungen im Bett liegen bleiben mußte. Des Vaters Vernichtungsideologie und Handlungspraxis wird dann deutlich in einem weiteren Erlebnis, das Hiltrud bis vor einigen Jahren nicht erinnern konnte. Erst nach vielen Jahren der Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit ihrer Eltern, u.a. auch mit Unterstützung

einer Selbsthilfegruppe, drang dieses Erlebnis wieder in ihr Bewußtsein: Als Kind hatte sie miterleben müssen, wie der Vater den jüngeren Bruder als Säugling in den Swimmingpool warf. Er wollte die von ihm angezeifelte »Reinrassigkeit« des Kindes durch seine »Lebensfähigkeit« testen. Hiltruds ältere Schwestern retteten den Bruder vor dem Ertrinken. Dieses Erlebnis verdeutlicht, daß sich die nationalsozialistische Ideologie und vor allem auch die Handlungspraxis von Nazis und Nazi-Tätern – in diesem Fall eines Arztes, der u.a. für die Ermordung psychisch kranker Kinder verantwortlich war – keineswegs nur außerhalb der Familie zeigt, sondern sich – ganz abgesehen von der Vermittlung nationalsozialistischer Werthaltungen – auch in Gewalt gegenüber den eigenen Kindern äußern kann.

Nicht nur bei Hiltrud Stegmanns Vater, sondern bei etlichen Nazi-Vätern, aber auch Nazi-Müttern, müssen wir – wie auch die Analysen von Dan Bar-On (1993) oder die von Judith und Milton Kestenberg (1987) zeigen – von Brutalität gegenüber den eigenen Kindern ausgehen. Ich nehme an, daß sich diese Gewalttätigkeit nach 1945 noch verstärkte, als die Täter und Täterinnen nicht mehr so leicht ein außerfamiliales Betätigungsfeld für ihre Aggressionen und ihren Sadismus finden konnten. Bei etlichen von uns interviewten Familien deutet sich an, daß die Großväter und Großmütter auch sexuelle Gewalt gegenüber ihren Kindern oder Enkeln ausübten.¹⁰ Mir sind Fälle bekannt, in denen sexuelle Gewaltanwendung unter Alkoholeinfluß erfolgte, den Tätern Erinnerungen an die Vergangenheit hochkamen, die in Andeutungen, Drohungen und Beschimpfungen Ausdruck fanden. Damit sind für die mißhandelten Kinder sexuelle Gewalt und Nationalsozialismus zwei assoziierte Themen. Hier gälte es zu untersuchen, inwiefern die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus bei den Nachkommen ein Ersatz für die Auseinandersetzung mit der von ihnen in der Familie erlittenen Gewalt sein kann.

Ein weiteres Beispiel für die Angst, selbst nicht lebenswert zu sein, findet sich in der Familie Strang.¹¹ Hier imaginiert der Sohn Volker, wie er gemeinsam mit seinem Vater an einem Spezialeinsatz teilnimmt und vom Vater ermordet wird, weil er sich als untauglich für den Einsatz erweist. Vom Vater weiß er, daß dieser mit seiner Einheit verwundete Kameraden nicht im Feindesgebiet zurückließ, sondern sie ermordete. Seit einigen Jahren hat der Sohn aufgrund von Archivrecherchen herausgefunden, welches die Eliteeinheit des Vaters war, von der dieser immer wieder geprahlt und Details erzählt hatte. Die Mitglieder dieser Einheit wurden u.a. getarnt zu bestimmten Einzelaktionen im Feindesgebiet eingesetzt. Der Vater war getarnt als Mongole, wozu man sein Gesicht mit Silikoneinlagen verändert hatte.

Diese Vergangenheit des Vaters war in der Familie immer indirekt präsent. So erzog der Vater seine Kinder mit Parolen wie: »Marschier oder

krepiert« oder »Bis du begreifst, daß dies dein Feind ist, bist du schon tot«. Mit diesen Leitmotiven in der Erziehung tradierten sich in dieser Familie – auch unterstützt durch die Mutter, die selbst von der Nazi-Vergangenheit ihrer Familie psychisch sehr belastet ist – Tötungsgänge, Tötungsabsichten und Mißtrauen. Volker, der 1962 geboren wurde, erlebt in Tag- und Nachträumen seit seiner Kindheit, wie er von unbekanntem Männern, die sich lautlos von hinten an ihn heranschleichen, erwürgt wird. Ausgelöst durch die erfolgreichen Archivrecherchen des Sohnes hatte der Vater ihm erst wenige Jahre vor unserem Interview erzählt, daß er »immer einen Draht dabei hatte, um den Feind, wie z.B. Wachposten, von hinten geräuschlos zu erdrosseln«, und ihm erklärt, wie man diesen Mord ausführt. Als Volker dies im Interview meiner Kollegin Christine Müller und mir erzählt, fasse ich mir an den Hals und frage, wie er sich gefühlt habe, als der Vater dies erläuterte. Sehr aggressiv weist er mich zurecht: »Sie müssen sich ja nicht mit den Polen identifizieren.« Hier zeigt sich ein Mechanismus, der uns bei Angehörigen der zweiten Generation von Nazi-Tätern immer wieder begegnet: Um die von den Eltern ausgehende Gewalt und Destruktivität in ihrer Bedrohlichkeit abzumildern, kann es für die Kinder leichter sein, sich mit den gewalttätigen Handlungen ihrer Eltern zu identifizieren, eine Perspektivenübernahme mit den Verfolgten und Ermordeten abzuwehren und diesen statt dessen mit Aggression und Verachtung zu begegnen.

An vielen Stellen im Gespräch mit Volker Strang spürt man seine Faszination für Gewalt, Macht und seinen Wunsch, wie der Vater Mitglied einer Eliteeinheit zu sein. Bewundernd spricht er über die herausragende Vergangenheit seines Vaters als »ausgebildeter Killer«, der nach 1945 dann eine »so bescheidene zivile Karriere« machte, obwohl er doch weiterhin für den Geheimdienst hätte arbeiten können. Auch seine in kritischer und aufklärerischer Weise geführten Archivrecherchen und seine Lektüre über die Einheit seines Vaters fördern diese Faszination. Er führt aus, was er gelesen hat und wie er sich das Verhältnis des Vaters zum Feind vorstellt:

»... daß die B-Einheit dazu bereit wäre, für die Erfüllung ihrer Aufgaben zu sterben. Das waren also absolute Fanatiker und verrückte Typen. Also mein Vater war bei dieser B-Einheit, der ist freiwillig zu denen gegangen Das Know-how und die Intelligenz, die hat er dann von dieser Einheit. Also Feindaufklärung, das ist 'ne Wissenschaft für sich, weil man muß sich unheimlich in den anderen einfühlen, seine Gedanken, muß praktisch ein Russe sein. Bloß der Witz ist, daß dieser Wunsch, ihn kennenzulernen nichts mit Freundschaft zu tun hat, sondern daß das Programm ist, irgendwann dieses Wissen zu benutzen, um ihn zu töten.«

Der Sohn versucht einerseits, sich mit der Vergangenheit des Vaters kritisch auseinanderzusetzen, und andererseits ist er jedoch davon fasziniert. Sein Selbstwertgefühl pendelt zwischen Größenphantasien und enormer

men Schuldgefühlen wegen seiner Fähigkeiten. Er sieht sich selbst als »kleiner Nazi«, ausgerüstet mit der gleichen Begabung wie sein Vater. Im Interview prahlt er, wie hervorragend er Menschen täuschen könne, insbesondere auch Frauen wie etwa uns Interviewerinnen. Wenn er über die Nazi-Zeit spricht, wird diese Ambivalenz sehr deutlich. So meint er z.B., daß er als Nachgeborener sich für Nazi-Deutschland schuldig fühle, und fügt dann unmittelbar an: »Es ist schon eine Leistung von Hitler, daß wir heute immer noch als Deutsche die ganze Welt zum Feind haben.«

Die Faszination für das Töten und den Stolz über die erworbenen Kompetenzen in den Methoden des Tötens im Nahkampf erlebe ich im Interview mit dem Vater von Volker Strang. Um Herrn Strang zum Reden darüber zu motivieren, benötigte ich als Interviewerin neben den Techniken einer erzählgenerierenden Gesprächsführung vor allem eine bestimmte innere Haltung. In gewisser Weise halfen mir dabei genau jene Abwehrmechanismen, die wir auch bei Herrn Strangs Sohn beobachten konnten. Von daher möchte ich an dieser Stelle die Interaktion zwischen Herrn Strang und mir etwas genauer beleuchten.

Der Aufforderung, seine Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen,¹² kam Herr Strang in aller Ausführlichkeit nach und erzählte über ca. zwei Stunden von seiner Kindheit bis in die Gegenwart. Obwohl er in das Gespräch auf den dringlichen Wunsch seines Sohnes hin eingewilligt hatte, von dem er weiß, daß es ihm vor allem um seinen Einsatz in der genannten Spezialeinheit geht, und obwohl er zunehmend spürt, wie sehr sein Sohn, aber auch seine Tochter, gerade unter diesem Aspekt seiner Vergangenheit leiden, erwähnt er diesen Einsatz in seiner biographischen Erzählung mit keinem Wort. Dies gelingt ihm in der für seine Generation typischen Art, indem er nämlich in seiner Lebenserzählung diese Zeitphase einfach überspringt. Diesem mir so bekannten Phänomen wieder ausgesetzt zu sein, löst in mir zunächst Wut aus und die Absicht, das Gespräch bald zu beenden. Neben der Wut jedoch spüre ich auch starke Angst. Vor allem bedrohen mich Herrn Strangs Augen und seine Art, mich zu fixieren. Ich visualisiere ihn in einer Schießhaltung, als peile er mich durch sein Visier an. Ich ahne, daß ich diese Angst überwinden kann, wenn ich ihn dazu bringe, über seine Taten zu sprechen; ich entschieße mich also zur Weiterführung des Gesprächs. In Ansätzen gelingt es mir bei diesem ersten Gesprächstermin, mein Anliegen umzusetzen, indem ich empathisch auf sein Leiden am Tod von Kameraden und auch auf seine Gefühle beim Töten eingehe. Ich fordere ihn z.B. auf, von einer solchen Tötungsaktion zu erzählen, befrage ihn dann detailliert nach der genauen Kampfaktik und seinen Empfindungen beim Angriff und unmittelbar danach. Er erzählt, wie er aus dem Sehschlitzen seines Funkerwagens Kriegsgefangene beobachtet und dabei den Eindruck gehabt habe, daß diese zu fliehen beabsichtigten.

Daraufhin sei er aus dem Wagen gestiegen, habe eine Handgranate in die Gruppe der Gefangenen geworfen und sein Maschinengewehr so lange abgefeuert, bis er sicher war, das keiner von ihnen mehr lebte. Nach einer solchen Aktion, so führt Herr Strang aus, sei einem zunächst einmal übel, man habe das Gefühl, sich übergeben zu müssen, dann würde man sich betrinken. Ich selbst bin konzentriert auf die Gesprächsführung, verspüre nun keine Angst mehr, sondern glaube vielmehr, diejenige zu sein, die den Gesprächsverlauf bestimmt. Gleichzeitig wird mir bewußt, wie plausibel meine Angst und meine Phantasien zuvor waren: was Herr Strang hier ausspricht, war in den ersten zwei Stunden vorsprachlich präsent und wurde vermutlich durch körperliche Gesten vermittelt.

Bei einem weiteren Gesprächstermin am nächsten Tag, innerlich besser darauf vorbereitet, versuche ich, ein »Expertengespräch« über das Töten zu führen und Herrn Strang zur Enthüllung weiterer »Aktionen« zu motivieren. Herr Strang wird nun zunehmend lebhafter, seine Erzählungen werden immer dramatischer, und er agiert auch verstärkt auf der körperlichen Ebene. Er demonstriert mir, wie man dem Gegner mit zwei Fingern die Augen aussticht oder ihn mit einem Draht erdrosselt. Er beginnt zu prahlen, was für tolle Männer er und seine Kameraden gewesen seien, die tun und lassen konnten, was sie wollten, da sie Immunität besaßen. Die Gesprächsdynamik verläuft nun in der Weise, daß Herr Strang immer erregter wird und mir körperlich immer näher kommt, während es mir immer schwerer fällt, meine Gefühle abzuwehren. Ich wünsche mir nur noch, das Haus Strang bald verlassen zu können und meine Gefühle im Nachgespräch mit meiner Mitarbeiterin Christine Müller aussprechen zu können.

Was hat dieses Gespräch nun gezeigt? Wozu war es nötig, Herrn Strang zu diesen Erzählungen und Demonstrationen zu motivieren? Abgesehen davon, daß mit der Vergangenheit von Herrn Strang und vor allem mit seinem gegenwärtigen Umgang damit die Rationalität der Ängste und Größenphantasien seines Sohnes deutlich wurden, gibt uns die Interaktionsstruktur des Gesprächs Hinweise auf die Mechanismen in der Interaktion zwischen Herrn Strang und seinen Kindern. Als Interviewerin konnte ich meine diffuse Angst und schließlich auch meinen Ekel abwehren, indem ich mich auf Herrn Strangs Faszination für Tötungstechniken einließ und für die Dauer des Gesprächs eine Koalition mit ihm einging. Ich gehe auch davon aus, daß Herr Strang gern über seine Taten gesprochen hat, damit prahlen und vielleicht auch mich damit ängstigen wollte. Mein Gefühl, ich hätte ihn dank meiner Gesprächsführung zu diesen Enthüllungen motiviert und ich hätte die Regie über dieses Gespräch, war dabei recht trügerisch. Als Interviewerin bin ich damit vermutlich einer ähnlichen Täuschung erlegen wie der Sohn von Herrn Strang. Bei ihm

finden wir ganz deutlich das Gefühl eigener Omnipotenz, die Identifikation mit dem Täter und die dennoch weiter bestehende Angst vor ihm. Dies zeigt sich u.a. an seiner Phantasie, in der er mit seinem Vater an einem Einsatz teilnimmt und von ihm dann ermordet wird, weil er sich als untauglich erweist.

Bedenken wir des weiteren, daß Herr Strang im Interview – einer Frau gegenüber – mit seinen Taten prahlte bzw. Methoden des Tötens demonstrierte, dies vermutlich auch einen erotisierenden Aspekt für ihn hatte, so stellt sich die Frage, ob die Interaktionsbeziehung mit seiner Tochter noch andere Mechanismen hat als die mit seinem Sohn. Nimmt sie als Tochter bei der Vermittlung der Nazi-Vergangenheit eine andere Rolle ein als ihr Bruder? Werden ihr auch andere Anteile der Vergangenheit vermittelt? Und vor allem: Geht sie als Frau mit der Vergangenheit ihres Vaters anders um als ein Mann? Wir konnten sie leider nicht befragen. Aus den Interviews mit ihrem Bruder erfuhren wir jedoch, daß sie in ihrer Adoleszenz für mehrere Jahre aufgrund einer psychotischen Erkrankung in der Psychiatrie war. Sie habe sich eingebildet, eine berühmte Musikerin zu sein. Die Fallanalyse ihrer Familie gibt Hinweise auf die Entwicklung von Größenphantasien. Ein Interview mit ihr könnte uns möglicherweise auch Hinweise auf die Rationalität ihrer konkreten Wunschvorstellung im familien-geschichtlichen Kontext geben.

Es sind jedoch noch weitere Fallanalysen von Familien mit Söhnen und Töchtern notwendig, um mehr über die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den transgenerationalen Folgen bei Töchtern und Söhnen von Nazi-Tätern oder auch Nazi-Täterinnen zu erfahren.

Anmerkungen

- 1 Alle Namen sowie etliche andere Daten sind aus Gründen des Personenschutzes maskiert. Die ausführliche Darstellung der Familie Sonntag findet sich in Rosenthal (1997:357-376).
- 2 Die von 1945 bis 1948 im Rahmen diverser Prozesse vor dem amerikanischen Militärgericht in Dachau internierten Gefangenen waren meist im Zusammenhang mit Verbrechen in den Konzentrationslagern angeklagt (vgl. Marcuse 1990; Sigel 1992).
- 3 Es handelt sich um eine Studie zu Drei-Generationen-Familien von Nazi-Tätern und Mitläufern sowie von Überlebenden der Shoah (Rosenthal 1997). Im Rahmen dieses von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts wurden zwischen 1992-1996 in 38 nicht-jüdischen und jüdischen Familien in West- und Ostdeutschland sowie in Israel Einzelinterviews und Familiengespräche geführt. Bettina Völter, Noga Gilad und Yael Moore waren als weitere wissenschaftliche Mitarbeiterinnen an der Studie beteiligt. Zur ausführlichen Darstellung der Methode der Interviewführung und Auswertung vgl. Rosenthal (1995).

- 4 Die letzte Beförderung erfolgte 1944 in einer Zeit, in der von einigen Ausnahmen abgesehen insgesamt nur noch wenig gebaut wurde. Bei diesen Ausnahmen handelte es sich um Bauten (Kasernen, Lagerräume, etc.) für die Wehrmacht und die SS sowie um Erweiterungen von Konzentrationslagern.
- 5 Zu Familien Überlebenden vgl. Rosenthal (1997; im Druck: b).
- 6 Es handelt sich dabei um die alltäglichen biographischen Prozesse, in denen einzelne oder auch Familienmitglieder im gemeinsamen Dialog versuchen, die belastende Vergangenheit in die eigene Lebensgeschichte und die Familiengeschichte zu integrieren. Statt Symptomentwicklungen in psychopathologische Konzepte einzuordnen, bemühen wir uns, ihre Rationalität und Sinnhaftigkeit im Kontext der Lebens- und Familiengeschichte zu rekonstruieren. Zur ausführlichen Diskussion des Konzepts der biographischen Arbeit vgl. Fischer-Rosenthal (1995).
- 7 Zum Konzept der Familiengeheimnisse vgl. Imber-Black (1992); Karpel (1980), zu Familienmythen vgl. Ferreira (1963).
- 8 Die Ausstellung wird seit 1995 in mehreren Städten Deutschlands gezeigt. Vgl. den Begleitband von Hannes Heer und Klaus Naumann (1995).
- 9 Vgl. die ausführliche Falldarstellung von Völter/Rosenthal, in: Rosenthal (1997:377-408).
- 10 Eine Untersuchung über sexuell mißhandelte Kinder von Nazi-Familien im Vergleich zu mißhandelten Kindern aus anderen Familien wird zur Zeit von Ulrike Loch im Rahmen ihrer Dissertation am Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel durchgeführt.
- 11 Die Interviews in dieser Familie wurden von Christine Müller und mir geführt und ausgewertet.
- 12 In den Einzelinterviews, die teilweise von zwei Interviewerinnen geführt wurden, fragten wir unsere GesprächspartnerInnen zunächst: »Ich/wir möchte/n Sie bitten, mir/uns Ihre Familiengeschichte und Ihre eigene Lebensgeschichte zu erzählen. Erzählen Sie alles, was Ihnen einfällt. Sie haben dazu so viel Zeit, wie Sie möchten. Wir/ ich werde/n Ihnen zunächst einmal keine weiteren Fragen stellen. Wir/ ich mache/n uns nur einige Notizen zu Bereichen, zu denen wir/ich dann später – vielleicht auch in einem zweiten Gespräch – noch einmal genauer nachfragen möchte/n.« Wir überließen den AutobiographInnen dann zunächst die Regie für ihre Darstellung und stellten weitere Nachfragen und Detaillierungsfragen erst nach Abschluß der Erzählung ihrer Familien- und Lebensgeschichte.

Literatur

- Bar-On, D. (1993): Die Last des Schweigens. Frankfurt: Campus
- Bohleber, W. (1995): The children of the perpetrators – the after-effects of National Socialism on the following generations. In: International Study Group for Trauma, Violence and Genocide (Ed.): Coming home from trauma: The next generation, muteness, and the search for a voice. Hamburg: Mittelweg Verlag, 39-54
- Ferreira, A.J. (1963): Family myth and homeostasis. In: Arch. Gen. Psychiat. 9, 457-462
- Fischer-Rosenthal, W. (1995): Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten. In: Fischer-Rosenthal, W./ Alheit, P. (Hrsg.): Biographien in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag, 43-86
- Heer, H./Naumann, K. (Ed.) (1995): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Hamburg: Hamburger Edition

- Imber-Black, Evan (1992): Familiengeheimnisse und Familientherapie. In: Schweitzer u.a. (Ed.) Systemische Praxis und Postmoderne. Frankfurt: Suhrkamp, 106-117
- Karpel, M.A. (1980): Family secrets. In: Family Process, 19, 295-306
- Kestenberg, J./Kestenberg, M. (1987): Child killing and child rescuing. In: Neuman, G.: Origins of human aggression. New York: Human Sciences Press, 139-154
- Müller-Hohagen, J. (1988): Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Die seelischen Auswirkungen der Nazizeit. München: Kösel
- Marcuse, H. (1990): Das ehemalige Konzentrationslager Dachau. In: Dachauer Heft, 6. Jg. (6), 182-206
- Rommelspacher, B. (o.J.): Schuldlos – Schuldig. Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen. Hamburg: Konkret
- Rosenthal, G./Bar-On, D. (1992): A biographical case study of a victimizer's daughter. In: Journal of Narrative and Life History, 2 (2), 105-127
- Rosenthal, G. (1992): Das kollektive Schweigen zu den Nazi-Verbrechen. Bedingungen der Institutionalisierung einer Abwehrhaltung. In: Psychosozial, 15 (3), 22-33
- Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M.: Campus
- Rosenthal, G. (Hrsg.) (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Giessen: Psychosozial Verlag
- Rosenthal, G., unter Mitarbeit von Bettina Välter (im Druck: a): Trennende und bindende Vergangenheiten. Zur familienbiographischen Arbeit und Dynamik in Ehen zwischen Nachkommen von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. In: Staffa, Chr. (Hrsg.): Die Gegenwart der Geschichte des Holocaust. Berlin: Institut für Vergleichende Geschichtswissenschaften
- Rosenthal, G. (im Druck: b): Die Shoah im intergenerationellen Dialog. Zu den Spätfolgen der Verfolgung in Drei-Generationen-Familien. In: ESRA (Hrsg.): Überleben der Shoah und danach. Wien: Esra
- Rosenthal, G. (1998): Die Kinder des »Dritten Reiches«: Sozialisiert im familialen Rechtfertigungsdialog. In: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Besucher einer Ausstellung. Hamburg: Mittelweg Verlag
- Sigel, R. (1992): Im Interesse der Gerechtigkeit. Die Dachauer Kriegsverbrecherprozesse 1945-48. Frankfurt a. M.: Campus
- Stierlin, H./Rücker-Embsen, I./Wetzel, N./Wirsching, M. (1987): Das erste Familiengespräch. Stuttgart: Klett-Cotta
- Wirsching, M./Stierlin, H. (1982): Krankheit und Familie. Stuttgart: Klett

»Und Vertrauen ist das Kernstück ... der seelischen Gesundheit«

Die therapeutische Funktion der Kommission zur Untersuchung des Mißbrauchs der Psychiatrie durch die Staatssicherheit¹

■
Ursula Plog

Zusammenfassung

Ursula Plog berichtet von ihrer Tätigkeit als Mitglied der Kommission zur Untersuchung des Mißbrauchs der Psychiatrie durch die Staatssicherheit. Entgegen der ehemaligen Sowjetunion und anderen Ostblockländern bestand in der DDR die Möglichkeit, unliebsame Bürger in den Westen abzuschleppen. Dies hat dazu geführt, daß der Psychiatrie diese Funktion erspart blieb. Aus verschiedenen Gründen entstand jedoch eine allgemeine Atmosphäre des Mißtrauens, der Verunsicherung, um nicht zu sagen ein paranoides Klima: Die Entnazifizierung fand in der Ostdeutschen Psychiatrie nicht statt. Die meisten psychiatrisch Tätigen blieben in Amt und Würden. Später gab es unter den psychiatrisch Tätigen nicht wenige inoffizielle Mitarbeiter der Stasi, die ihre Akteneinsicht auch nutzten, um Mitteilungen an die Stasi weiterzureichen. Psychisch Kranke wurden aufgrund ihrer instabilen Verfassung von der Stasi unter Druck gesetzt, Informationen zu liefern im Austausch gegen psychische Betreuung. Die gesellschaftliche Atmosphäre des Mißtrauens, mangelnder Datenschutz und Unsicherheit über das Ausmaß von Macht und politischer Verantwortung durch die Stasi wurden von dieser systematisch genutzt. Diese paranoide Atmosphäre wiederum sorgte dafür, daß die Grenze zwischen Wahn und Realität für viele Patienten unklar blieb und ihre Symptomatik nicht bearbeitet werden konnte. Die eingerichtete Kommission zur Untersuchung des Mißbrauchs der Psychiatrie erhielt sehr schnell eine therapeutische Funktion. Sie wurde von ehemaligen psychisch erkrankten Mitarbeitern des MfS, Patienten und deren Angehörigen genutzt, um Entlastung zu suchen, für Klärung zu sorgen oder auszutesten, inwiefern die eigene Geschichte erzählt werden konnte.

Die projektive Funktion der Stasi

Ob die Stasi böse war? Der Dissident und Psychologe Jürgen Fuchs hat in seinem Buch »... und wann kommt der Hammer?« gesagt: »Die Stasi arbeitete ja »flächendeckend« als organisierter Vertrauenskiller. Das ist ja auch eine sehr, sehr wichtige Seite: Wenn in einer Gesellschaft massenhaft das Vertrauen zusammenbricht, und Vertrauen ist das Kernstück der menschlichen Gesellschaft, der Beziehungen untereinander, der seelischen Gesundheit, entsteht Mißtrauen von der anderen Seite betrachtet; eine Atmosphäre der Ungewißheit, der Unsicherheit.«²

In den Ländern, die der ehemaligen DDR folgten, entstanden Anfang der 90er Jahre Kommissionen, die den Mißbrauch der Psychiatrie durch die Organe der Staatssicherheit untersuchen sollten. Anlaß waren Berichte in Zeitungen, immer wieder auftauchende Gerüchte über Folterforschung, Beeinflussung durch Medikamente, Psychiatrisierung von unauffälligen Bürgern. Das Rumoren drückte zweierlei aus: Zum einen latente Verunsicherung im Umgang mit der Psychiatrie und mit denen, die die Psychiatrie als Ort der Behandlung nötig hatten, und zum anderen Sorge, dieser gesellschaftspolitisch ausgegrenzte Bereich der medizinischen Versorgung der DDR könnte tatsächlich, ähnlich wie in der ehemaligen Sowjetunion, eine politisch relevante Rolle gespielt haben.

In dem vorliegenden Bericht beziehe ich mich auf Untersuchungen, die für die Psychiatrie in Ost-Berlin vorgenommen wurden. Von Anfang 1992 bis September 1995 arbeitete eine Kommission, der auch ich angehörte, um den möglichen Mißbrauch aufzudecken – wobei Untersuchungen, die in anderen Bundesländern, z.B. in Sachsen oder Brandenburg, durchgeführt wurden, zu den gleichen Ergebnissen kommen und ich mich insofern an das selbst Erarbeitete halten kann. Aus der Arbeit der Kommission heraus entstand eine Diplomarbeit im Fach Psychologie, die im Juli 1994 von Johannes Koch am Psychologischen Institut der FU Berlin vorgelegt wurde und deren Ergebnisteil für diesen Artikel grundlegend ist.

Ziel der Arbeit ist nicht, die Ergebnisse dieser Kommission zu referieren, sondern die Erfahrungen der Kommissionsarbeit zu reflektieren. Denn Betroffene machten von der Arbeit der Kommission ihrerseits Gebrauch. Über dessen Charakter wurden sich die Kommissionsmitglieder erst allmählich klar.

Die Arbeit der Kommission

Die Kommission setzte sich aus Mitgliedern psychiatrisch Tätiger in Ost- und Westberlin sowie Teilnehmern aus Westdeutschland zusammen. Ihr

Untersuchungsgegenstand war die Frage nach einem politischen Mißbrauch der Psychiatrie in Ost-Berlin zu Zeiten der staatlichen Existenz der DDR. Medizinische Fachfragen der psychiatrischen Praxis in der DDR, etwa Fragen der therapeutisch richtigen oder falschen Anwendung von Psychopharmaka, der Fixierung von aggressiv erregten Patienten am Bett usw., sollten nicht Gegenstand der Untersuchung sein. Politischer Mißbrauch der Psychiatrie meint das Eingreifen politischer, also fachfremder, in der Regel parteilicher bzw. staatlicher Instanzen und Handlungsweisen in das als gesellschaftliches Subsystem nach eigenen Regeln funktionierende Fachgebiet. Solche Eingriffe wären z.B. denkbar als

- zwangsweise Unterbringung von politisch unbequemen Bürgern in psychiatrischen Kliniken ohne Vorliegen einer psychischen Krankheit, wie das seit Anfang der 70er Jahre aus der Sowjetunion bekanntgeworden war,
- die ungerechtfertigte Verlängerung einer stationären psychiatrischen Behandlung über die in der DDR gesetzlich vorgeschriebenen Fristen hinaus oder die Verweigerung von Beurlaubungen oder Ausgang aus Anlaß von staatlichen Feiertagen oder anderen politischen Anlässen,
- die inoffizielle Tätigkeit von Mitarbeitern des Gesundheitswesens für den Staatssicherheitsdienst einschließlich des Verrats von Patientengeheimnissen unter Verletzung der ärztlichen bzw. analogen Schweigepflicht.

Zum Vorgehen: Zu Beginn und während der Arbeit wurden in Berliner Zeitungen und im Rundfunk Mitteilungen über die Arbeit der Kommission veröffentlicht, die auch den Aufruf enthielten, mögliche zweckdienliche Angaben an die Kommission zu richten. Daraufhin meldeten sich etwa 150 Betroffene bzw. Angehörige von Betroffenen, mit denen einzelne Kommissionsmitglieder teilweise mehrere Gespräche führten. In etwa 40 Fällen wurden auch Krankenakten herbeigezogen, und in elf Fällen wurde auf Wunsch der Betroffenen nach Akten des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) gesucht.

Meistens nutzten die Betroffenen die Möglichkeit des Gespräches, um über die Behandlung in der Psychiatrie zu klagen. Sie beschrieben Mißstände wie fehlende Medikamente, zu wenig Personal oder die schlechte Ausstattung der psychiatrischen Einrichtungen, ohne Anhaltspunkte für einen Mißbrauch der Psychiatrie durch das MfS zu nennen. In den Fällen, in denen die Kommission Einblick in Kranken- oder MfS-Akten nahm, ergaben sich keine Hinweise auf einen politischen Mißbrauch der Psychiatrie. Die Betroffenen meinten oft, in den Akten fänden sich Hinweise auf »operative Maßnahmen« des MfS. Dies war jedoch nicht der Fall.

Neben diesen Hinweisen nahm die Kommission mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Ost-Berliner Psychiatrie Kontakt auf. Sie wertete den Bericht einer Vorgängerkommission, die vor der Wende eingesetzt worden war, und Veröffentlichungen in den Medien aus und machte stichprobenartige Recherchen im ehemaligen SED-Archiv. Daneben wertete sie Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR aus. Die Kommission hatte die Möglichkeit, aufgrund des Stasiunterlagengesetzes bei der »Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR« Einsicht in die Unterlagen des MfS zu nehmen. Sie stellte also einen Antrag auf Einsicht in die Unterlagen, und ihr wurde reichliches Material zur politischen und historischen Aufarbeitung der Ost-Berliner Psychiatrie zur Verfügung gestellt: 168 zum Teil mehrbändige Aktenvorgänge wurden ihr zur Einsichtnahme vorgelegt, und sie erhielt insgesamt 11.780 bestellte Blatt Kopien aus diesen Akten. Auch hörte sie Personen an, von denen sie hoffte, daß sie über die Tätigkeiten der Stasi Auskunft geben könnten.

Die Hoffnung der Kommissionsmitglieder, sie würden unter den professionellen Kollegen genügend finden, die ihnen gewissermaßen erleichtert über die Aktivitäten der Stasi in den psychiatrischen Krankenhäusern der Hauptstadt der DDR berichten würden, wurde tief enttäuscht. Zum Teil waren die Kollegen weniger informiert, als es die Kommissionsmitglieder schon 1992 waren. Zum Teil spielte sicher der Wunsch nach Verleugnung und Ungeschehenmachen eine Rolle, und teilweise stießen wir auch auf absichtliche Fehlinformation.

Ergebnisse der Kommission

In der ehemaligen DDR diente die Psychiatrie nicht als Abschiebeort politisch unliebsamer Bürger, wie dies beispielsweise in der Sowjetunion der Fall war. Die DDR hatte die Möglichkeit, unbequeme Personen in die Bundesrepublik Deutschland abzuschicken. Personen, die Opfer »operativer Vorgänge« waren, zeigten in der Tat psychische Symptome. Ausgangspunkt des Kontaktes war jedoch nicht die Psychiatrisierung selbst. Vielmehr wurde die paranoide, depressive, suizidale oder andere Verzweiflung von den Mitarbeitern der Staatssicherheit billigend in Kauf genommen. Ihre Absicht war allein die »Zersetzung«, also Zerstörung, der betreffenden Person, nicht der Aufenthalt der Person in der Psychiatrie. Dies meint auch das Zitat von Jürgen Fuchs.

In Einzelfällen gab es Verletzungen des DDR-Einweisungsgesetzes für psychisch Kranke: Aus Anlaß sog. politischer Höhepunkte wurden etwa psychisch Kranke oder auffällige Menschen als potentielle Störer in die

Psychiatrie eingewiesen, und es wurden aus ebensolchen fachfremden Gründen Patienten nicht entlassen bzw. nicht beurlaubt. Anlässlich der 10. Weltfestspiele der Jugend und Studenten im Sommer 1973 z.B. wurde eine ganze Reihe von Personen systematisch in die Psychiatrie eingewiesen. Für diesen Zusammenhang sind neben dem MfS staatliche Stellen wie die Amtsärzte bei den Abteilungen für Gesundheits- und Sozialwesen, die Staatsanwälte, die Abteilungen für Sicherheit der Volkspolizei und evtl. auch die Abteilungen für Inneres bei den Räten der Stadtbezirke verantwortlich zu machen.

Die Kommission konnte sich anhand der recherchierten Unterlagen ein relativ umfassendes Bild von den inoffiziellen Netzen machen, mit denen das MfS das gesamte Gesundheitswesen der DDR, einschließlich der Psychiatrie, überzog. Ursprüngliche Zielgruppe und bis zum Ende der DDR eine der am besten überwachten Berufsgruppen war dabei die der Ärzte, weil sie als eine »Zielgruppe des Gegners« in bezug auf Abwerbung von Fachkräften in den Westen galten. Im Laufe der 70er und 80er Jahre warb das MfS unter den Ärzten selbst so viele inoffizielle Mitarbeiter (IM) an, daß es praktisch in jedem Krankenhaus einen inoffiziellen Mitarbeiter hatte. Dennoch war es nur eine Minderheit der Ärzte, die sich auf eine inoffizielle Zusammenarbeit mit dem MfS einließ, wobei der Anteil der Mediziner mit Leitungsfunktionen deutlich höher lag (die Kommission nahm eine ganze Reihe von Diplomarbeiten und anderen Examensarbeiten aus der DDR zur Kenntnis, in denen daran gearbeitet wurde, das Gesundheitswesen noch gründlicher und systematischer zu vernetzen. Dabei spielten alle Berufsgruppen im Gesundheitswesen eine Rolle). Die Informationen, die solche ärztlichen IM an das MfS weitergaben, bezogen sich auf Kollegen, auf die Institutionen und die in ihnen herrschende Stimmung, sehr oft aber auch auf Patientinnen und Patienten. Auch ungefragt referierten ärztliche IM über sie, gaben Charakteranalysen und medizinische Informationen preis und durchbrachen in vielerlei Hinsicht die Schweigepflicht. Die ärztliche Schweigepflicht war auch in der DDR eine von der großen Mehrheit der Ärzte anerkannte Berufspflicht, deren Verletzung gemäß § 136 StGB der DDR unter Strafe gestellt war. Die systematische Verletzung der Schweigepflicht durch Ärzte als IM des MfS und das folgenlose und nicht hinterfragte Weiterpraktizieren derselben Ärzte nach 1990 ist beunruhigend, wobei die zentrale Ermittlungskommission für Regierungsverbrechen (ZERV) sich der Verfolgung dieser systematischen Verletzung der Schweigepflicht angenommen hat.

Als erschreckend bewerteten die Mitglieder der Kommission, daß die früher als hauptamtliche Offiziere des MfS tätigen Psychiater nahtlos in Niederlassungen als Psychotherapeuten und Psychiater gewechselt haben.

Psychologisches Fachwissen zur politischen Repression

Psychiater, die zugleich hauptamtlich tätige Offiziere des MfS waren, waren zusätzlich in der Lehre tätig. In Golm bei Potsdam befand sich die »Juristische Hochschule« (JHS) des MfS. Dort wurden Mitarbeiter des MfS aus der ganzen DDR für ihre politische Polizeiarbeit geschult. In der Sektion »politisch-operative Spezialdisziplinen« gab es einen »Lehrstuhl für operative Psychologie«, über den psychologisches Fachwissen vermittelt wurde. Die Anwendungsgebiete, auf die vorbereitet wurde, reichten dabei von Vernehmungstechniken bis hin zur Vermittlung von individual- und gruppenpsychologischen Kenntnissen für das konspirative Unterwandern von Gruppierungen Andersdenkender bzw. die gezielte Beeinflussung einzelner Menschen. Psychologisches Fachwissen wurde somit zur politischen Repression mißbraucht.

NS-Erbe

Im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen Institutionen der DDR wie z.B. Justiz und Schule entging die Psychiatrie – wie in Westdeutschland – im großen und ganzen nach dem Krieg der Entnazifizierung. Der Psychiatriekritiker Ernst Klee schreibt dazu in seinem Buch »Irrsinn Ost – Irrsinn West. Psychiatrie in Deutschland«³: »Die Behauptung, die DDR habe alle Euthanasieverbrecher und NS-Mediziner mit Schimpf und Schande verjagt, ist die große Lebenslüge der DDR-Psychiatrie.« Die Psychiatrie paßte anscheinend nicht in das Selbstverständnis des neuen, antifaschistischen Staates. Versuchte die DDR-Führung, alle gesellschaftlichen Bereiche von der NS-Vergangenheit zu reinigen, so war diese Art der Vergangenheitsbewältigung für die Psychiatrie nicht möglich, weil das Personal nicht austauschbar war. Die Psychiatrie und v.a. ihr unteilbares NS-Erbe mußten von Anfang an in einen nichtöffentlichen Raum in dieser neuen Gesellschaft verbannt bzw. darin belassen werden. Verborgenen und abgeschirmt als Staatsgeheimnis konnten personelle Kontinuitäten, psychiatrische Denkhaltungen und vor allem Ängste und Befürchtungen von Patienten inmitten des antifaschistischen Selbstverständnisses der DDR ungebrochen unterhalb einer gesellschaftlichen Wahrnehmungsschwelle fortbestehen.

All dies bildete gewissermaßen den Assoziationsraum, das Bühnenbild für die folgende Darstellung. Um die ganze Bedeutung des tiefen Mißtrauens von Menschen gegenüber der DDR-Psychiatrie und den Einfluß der Stasi zu verstehen, ist es unerlässlich, sich den Zusammenhang zwischen NS-Psychiatrieerbe und antifaschistischer Vergangenheitsbewältigung vor Augen zu führen.

Es darf auch nicht vergessen werden, daß der Staatssicherheitsdienst »Schwert und Schild der Partei« war. Die Stasi war zweierlei: Machtorgan der DDR-Herrschaft und somit repressiver Staatsapparat und zugleich Eliteorgan der SED und somit moralische Avantgarde auf dem Weg in die bessere Gesellschaftsordnung und zum neuen, sozialistischen Menschen. Die Dienste der Staatssicherheit bestanden darin, Wächterin gegen den äußeren und inneren Feind zu sein. Im Selbstverständnis ihrer Mitglieder war man die Elite, die den neuen, »sozialistischen Menschen« weitestgehend verkörperte. Sich selbst beurteilte man in seinem Wert danach, wie weit man den Anforderungen des Idealbildes bereits gerecht wurde.

Die Antwort auf den Aufruf der Kommission bestand in fast 150 Briefen. Der Großteil der Absender wurde zu einem Gespräch eingeladen. Es kamen viele, die über ihr tiefes Mißtrauen gegenüber der Psychiatrie sprachen. Viele verdächtigten die Stasi, bei ihrer Zwangseinweisung die Finger im Spiel gehabt zu haben. Einige klagten ihre ärztlichen Behandler an, im Auftrag der Stasi tätig geworden zu sein. Andere hatten das Vertrauen in die Psychiatrie nicht ganz verloren, nahmen aber an, daß die Stasi an ihrer Erkrankung schuld gewesen sei und sie deshalb eine psychiatrische Behandlung benötigt hätten. In keinem Fall war es möglich, den Nachweis zu führen, daß eine geplante Beeinflussung durch die Stasi stattgefunden hatte, um gezielt die Psychiatrisierung eines Menschen herbeizuführen.

Wer nutzte die Kommission – und wie wurde sie genutzt

Bei der Analyse der vielen Gespräche und dem Versuch einer differenzierten Sichtweise stellte sich heraus, daß drei Gruppen die Kommission nutzten: psychisch kranke ehemalige IM der Stasi, Angehörige von psychisch Kranken sowie psychisch Kranke selbst. Unterschiede zwischen diesen drei Gruppen wurden herausgearbeitet, insbesondere, wie sie die Gespräche mit der Kommission für sich nutzten. In einem zweiten Schritt sollte die Stellung der Interviewten zu Psychiatrie und Staatssicherheit geklärt werden.

Ehemalige Mitarbeiter des MfS

Exemplarisch sei das Gespräch mit einer psychisch erkrankten inoffiziellen Mitarbeiterin der Stasi skizziert. In ihrem Brief an die Kommission schrieb sie: »Ich selbst war Mitarbeiterin des MfS und wurde im MfS-Krankenhaus neun Monate psychiatrisch behandelt ... und kann Ihnen vielleicht mit meiner Geschichte bei Ihrer Aufklärungsarbeit behilflich sein.«

Frau Eifrig (Name verändert) arbeitete in den 70er und 80er Jahren als hauptamtliche inoffizielle Mitarbeiterin für das MfS. Ihre Aufgabe war es, konspirative Personenermittlungen durchzuführen, also Menschen zu bespitzeln. Doch sie sieht sich heute selbst als Opfer der Staatssicherheit. Nach ihrer Erzählung sei ein Großteil ihrer Biographie von der Stasi manipuliert und bestimmt worden. So sei z.B. ihre erste Ehe von der Stasi herbeigeführt worden, ihr damaliger Ehemann sei auf sie »angesetzt« gewesen. Deswegen habe sie sich auch bald wieder von ihm scheiden lassen. Auch ihre zweite Ehe, sagt sie, sei ein von der Staatssicherheit eingefädertes Werk gewesen. Mitte der 80er Jahre wird Frau Eifrig in die psychiatrische Abteilung des Stasi-Krankenhauses gebracht. In der entsprechenden Stasi-Akte steht hierzu: »Es handelt sich um einen grenzpsychotischen Zustand mit schizophrener Symptomatik.« Nach der stationären Behandlung wird Frau Eifrig laut Stasi-Akte zur Nachbehandlung in den »Zivilsektor« verlegt. Gleichzeitig wird sie aus dem Staatssicherheitsdienst mit dem Status einer Invalidenrentnerin entlassen.

Frau Eifrig schildert sich als Menschen, der schon früh im Leben, schon mit 16 Jahren, für den DDR-Staat eingetreten sei, weil sie hierfür »einen Grund gehabt habe«. Mit dieser Haltung wird sie auch in den 50er Jahren für das MfS angeworben. Nach mehrjähriger Arbeit für das MfS wird Frau Eifrig unerwartet zu einer neuen Arbeitseinheit versetzt. Sie führt diese Versetzung auf vorangegangene Streitigkeiten mit einer Kollegin zurück. Bei dieser Auseinandersetzung ging es um eine unterschiedliche Bewertung ihrer Ermittlungen, also darum, wie ein Bespitzelter politisch zu bewerten sei. An ihrem neuen Arbeitsplatz muß Frau Eifrig schwere körperliche Arbeit verrichten, und sie empfindet die Tätigkeit als vollkommen fremdartig gegenüber ihrer bisherigen Arbeit. Tatsächlich handelt es sich bei diesem »Arbeitskollektiv« um ein Strafbataillon der Stasi, in dem unbequeme und renitente Mitarbeiter der Stasi körperlich arbeiten mußten. Frau Eifrig nennt dies im Interview etwas unsicher und verschämt »Strafarbeit«. Trotzdem wird sichtbar, daß dieses Strafbataillon seine Mitglieder im Sinne eines »fürsorglichen« Erziehungskollektivs führte: Das Wort »Strafe« wird den Untergebenen gegenüber nicht verwendet, und die Arbeit wird ihnen als eine verantwortungsvolle Aufgabe im Interesse der Gesellschaft dargestellt. Frau Eifrig arbeitet dort in der Hoffnung, bei guter Führung wieder zu ihrer ursprünglichen IM-Tätigkeit versetzt zu werden. Auf ihre wiederholten Beschwerden, sie könne und wolle diese Arbeit nicht länger machen, antworten ihre direkten Vorgesetzten jedesmal in einer für sie typisch zynischen Art und Weise: Sie belächeln ihre Ohnmacht und stellen sie vor die Alternative, entweder hier und so beim MfS angestellt zu sein oder aber ganz aus dem MfS entlassen zu werden. Frau Eifrig fühlt sich mit ihren Sorgen ohnmächtig und isoliert. Sie darf von ihrer kränken-

den Arbeit weder ihrer Familie noch einer Freundin etwas erzählen, denn auch diese Tätigkeit unterliegt konspirativen MfS-Arbeitsregeln. Sie akzeptiert für sich immer noch, daß sie von ihrer Stasi-Tätigkeit schweigen muß. Die von ihr geforderte Aufspaltung ihrer psychischen Realität in Stasi-Welt, Familien-Welt und Ich-Koordination erzeugen in ihr eine ungeheure Spannung: »Ich habe damals eigentlich drei Leben geführt: Eines für die Gesellschaft, eines für die Familie und dann ich selbst, die das alles koordinieren mußte.« Nach einem Jahr kann Frau Eifrig die psychische Spannung nicht mehr aushalten. Mit der Krankheit tritt sie zum ersten Mal aus dem sie zerreißenen Feld heraus. In ihrem psychotischen Zustand hat sie den Eindruck, daß sie um ihre Wohnung herum observiert wird: Männer in ihrem Hausflur und rund um ihren Wohnblock beobachten und bespitzeln sie. Sie ist empört, wie die Stasi mit ihr, einer treuen Mitarbeiterin, umgeht, und sie nimmt ihren Mut zusammen und fährt in die Normannenstraße zur MfS-Hauptzentrale, um sich zu wehren. Von dort wird sie direkt in die Psychiatrie eingewiesen. An den folgenden neunmonatigen Aufenthalt in der Psychiatrie kann sich Frau Eifrig so gut wie nicht erinnern. Bei ihrer Entlassung wird sie schließlich von ihren Stasi-Vorgesetzten, die sie öfter im Krankenhaus besuchten, zur Einwilligung in die Invalidisierung überredet.

Die Kommission nutzte Frau Eifrig folgendermaßen: Sie suchte die Kommission auf, um ihre Kränkungen mitzuteilen. Ihr Maßstab für Selbstachtung war in dem Bewußtsein verankert, ein Mitglied der Eliteorganisation des sozialistischen Staates gewesen zu sein. Dem MfS anzugehören hieß, in der Persönlichkeitsformung zum sozialistischen und kommunistischen Menschen den übrigen Menschen mustergültig voraus zu sein. Ihren Führungsoffizier akzeptierte Frau Eifrig quasi als ihren Erzieher, der ihre Persönlichkeitsbildung mittels Beurteilung ihrer IM-Tätigkeit überwachte. Sein Urteil war Maßstab zum Erreichen des Ich-Ideals. An seiner Anerkennung oder Ablehnung hing ihr Selbstwertgefühl. Als sie nicht mehr die gewünschten Leistungen als IM erbringen konnte, als es immer öfter zu Aussprachen mit Kollegen und Vorgesetzten kam, geriet sie unter Druck. Die Reglementierung erlebte sie als persönliche Kränkung. Ihr Selbstwertgefühl wurde bedroht. Als sie schließlich fallengelassen und in das Strafbataillon versetzt wurde, erlebte sie dies als weitgehende Entwertung ihrer Person. Die größte Bedrohung stellte für sie die Demissionierung aus dem MfS dar. Ihr sozialistisches Elitebewußtsein, das ihr die ganze Selbstachtung gab, geriet in eine immer größer werdende Diskrepanz zur Behandlungsweise durch die Vorgesetzten. In dieser Spannung brach sie schließlich innerlich ganz zusammen: Die Entwertungen haben sich in der psychischen Erkrankung einen Ausdruck geschaffen. Sie erlebte auch diese Erkrankung als persönliche Entwertung und Kränkung durch die Stasi-

Offiziere. Um sich ihr Ideal zu erhalten, spaltete sie die Stasi selbst nochmals auf: in eine reale Stasi, wie sie sie mit den Vorgesetzten und ihrer täglichen Arbeit und mit den »Schweinereien an der Basis« erlebt hatte, und in eine ideale Stasi mit ihren sozialistisch-elitären Zügen und moralischen Werten der Staatsideologie. An dieser Seite konnte sie durch die Aufspaltung festhalten. Sie erlaubte ihr, daran zu glauben, daß sie doch auf der richtigen und moralisch besseren Seite gestanden hatte und im Grunde immer noch stand.

Das Abladen ihrer Kränkung vor der Kommission bot Frau Eifrig – wie anderen IM – auch die Möglichkeit, das beschädigte Selbstbild eines guten sozialistischen Menschen wieder aufzurichten. Die Gespräche, in denen sie ihre Entwertungen zur Sprache brachten, trugen implizit dazu bei, daß sie sich wie früher auf der besseren und überlegenen Seite wähnen konnten. Frau Eifrig war in guter Übereinstimmung mit der Stasi und dem MfS. Sie hatte deswegen keine Schuldgefühle. Traten Schuldgefühle dennoch auf, so bezogen sie sich lediglich auf Fehler in der Spitzeltätigkeit. Der Vorwurf richtete sich an ihre Führungsoffiziere, diese hätten Verrat an der kommunistischen Sache begangen und nur zu ihrem eigenen Vorteil beim MfS gearbeitet. Sie hätten die Ideale der Stasi verraten, und die »Schweine« hätten ihre Vorbildfunktion nicht erfüllt. In dieser Perspektive, in der sich Frau Eifrig von Schuld freispricht und diese »den Schweinen an der Basis« zuspricht, erscheint für sie das Gefühl der Scham gegenüber ihrer eigenen Spitzeltätigkeit nicht. Die Auseinandersetzung mit Scham und Schuld findet nicht statt.

Angehörige psychisch Kranker

Die Sache stellte sich ganz anders mit Angehörigen von psychisch Kranken dar. Es waren Eltern, Geschwister, Kinder, Ehepartner oder auch Nachbarn, die sich an die Kommission wandten, um vom Schicksal psychisch Kranker oder von eigenen Erfahrungen mit der Psychiatrie zu berichten. Hier soll wiederum nur ein typisches Beispiel angeführt werden, die Geschichte der Familie Basel (Name verändert): Es ist Mitte der 80er Jahre, und die Tochter arbeitet als Verkäuferin im Intershops eines Berliner Hotels. Für sie erhärtet sich der Verdacht, daß die Arbeitskolleginnen mit Hilfe der Stasi einen finanziellen Skandal vertuschen möchten. Zu Hause erzählt sie den Eltern immer wieder von den ungeheuerlichen finanziellen Vorgängen, die an ihrem Arbeitsplatz stattfinden. In dieser Zeit, so berichtet der Vater, habe sich seine Tochter sehr verändert. Sie habe ihr äußeres Erscheinungsbild gewechselt, und ihre Erkrankung habe sich schließlich darin gezeigt, daß sie Phasen gehabt habe, in denen sie ihr gesamtes Geld ver-

schenkt habe. Als die Tochter die Eltern bei einer Auseinandersetzung mit dem Messer bedroht, wird sie in die psychiatrische Klinik eingewiesen.

Die Eltern suchen nach einer Erklärung für die Erkrankung.

Die Mutter: »Also, ich vermute ..., das muß irgendwie mit dem Job zusammenhängen.«

Die Interviewer: »Da haben Sie in der ersten Zeit an die Stasi gedacht?«

Die Mutter: »Nein, damals noch nicht. Das kam jetzt erst hinterher, nach der Wende. Damals wußten wir ja noch nichts von den Machenschaften der Stasi. Das kam uns erst hinterher.«

Der Vater: »Sie hat ja dann schon immer erzählt: ›Stasi, Staatssicherheit.‹ Sie hat gesagt: ›Die Stasi macht mich fertig‹ usw. ... Ist das nun eine Krankheit, oder ist da was manipuliert worden? ... ›Weil da eine Kollegin war, das hat sie immer gesagt, ›die war nicht ehrlich, und die steckt mit ihrem Mann unter einer Decke, und der arbeitet bei der Stasi.‹ Der war auch offiziell bei der Stasi, das hat sie doch immer gesagt.«

Im Rückblick, so scheint es, wäre es für die Eltern eine Erleichterung zu hören, daß die Stasi ihre Finger bei der Erkrankung der Tochter im Spiel gehabt hätte. Aber damals, so wird deutlich, haben sie nicht an die Krankheitserklärung »Stasi« geglaubt. Damals war ihnen das zu gefährlich.

Der Vater: »Zu dem Zeitpunkt konnte man sich das gar nicht vorstellen. Was hätte man tun sollen? Hinterher wären wir noch selber in den Knast gekommen.«

Im weiteren Verlauf lernt die Tochter einen westdeutschen Mann kennen, den sie heiraten möchte, und sie stellt einen Ausreiseantrag. Dazu sagt der Vater folgendes:

»Als sie diesen Westkontakt hatte, war bei mir der Riemen runter ... Ich habe aber selbst nie Kontakt mit der Staatssicherheit gehabt. Sicherlich war ich von ferne irgendwie Objekt gewesen. Das weiß ich nicht ... Ich möchte es auch nicht wissen ... Ich bin inzwischen Rentner. Wenn ich noch im Arbeitsprozeß stehen würde, würde es mich noch interessieren.«

Die Mutter: »Wir haben ja erst 1990 die Wende gehabt, und da haben viele '89 eine Gehaltserhöhung gekriegt ..., und mein Mann war eben der mit dem kleinsten Gehalt, der hat nichts mehr gekriegt, wurde nicht mehr höhergestuft. Nichts, nichts. Also, das war wirklich ...«

Der Vater: »Direkt wurde es erst, als sie mit dem BRD-Bürger Kontakt aufnahm. Da mußte ich ja nun offiziell informieren: ›West-Kontakte in der Familie‹ usw. usw. ... Und als das dann losging mit dem Ausreiseantrag, naja, das kriegen solche Leute dann sowieso gleich mit. Das wird ja dann sicherlich über den großen Weg ... ist das dann alles dann doch gemeldet worden und informiert worden. Naja, da wär's dann schlimm geworden, wenn ich's nicht gemacht hätte, ja? So hab' ich informiert.«

Die Mutter: »Das hat aber auch schlaflose Nächte gekostet.«

Der Vater: »Tja, naja, ich habe meine Arbeit gemacht. Ich habe meine Arbeit ordentlich gemacht, und ich muß Ihnen sagen: Alles auf der Strecke. Ich habe verdammt selbständig gearbeitet ..., und als ich es dann meldete, West-Kontakte in der Familie, da wußten die noch garnichts davon. Die haben gesagt, das hätten sie noch nie erlebt, daß es jemand selber meldet, bevor sie es anderweitig wußten.«

Wofür benutzt diese Familie die Arbeit der Kommission? Zentrales Thema ihrer Geschichte ist die »Beschädigung der Binnenloyalität«.⁴ Tilmann Moser verweist mit diesem Begriff auf eine psychosoziale Beschädigung der Familien durch das politische System. »Die ideologischen Spaltungen, Verdächtigungen, Belauerungen durchdrangen vielfach die Familien ... Individuelle Autonomie, mitmenschlicher Anstand, außerpolitische solidarische Freundschaft waren immer rangniedriger als Wert eingestuft als die moralische Verpflichtung auf die Partei oder die Ideologie.« Geschichte und innerfamiliäres Klima dieser Familie sprechen von der Zerstörung der Binnenloyalität. Um sich und die Tochter zu schützen, verrieten sie in einem Akt vorausseilenden Gehorsams die Tochter und hofften damit, dem Staat einen Vertrauensbeweis zu erbringen.

Nach der Wende wird das Durchbrechen der Binnenloyalität durchaus als schuld- und konflikthafter Prozeß empfunden. Schmerzhaft wird der Verrat von den Eltern gespürt, schmerzhaft wird gespürt, daß der Vater schließlich unterwürfiger gegenüber dem Staat gehandelt hat, als es gefordert war. Der vorausseilende Gehorsam bedeutete weit mehr Loyalitätsbezeugung, als erwartet wurde.

Die Schuldproblematik bildet eine Klammer um die Themen Verrat und psychische Erkrankung. Die Familie bietet schließlich als Ursache der psychischen Erkrankung das »Stasi-Ideologiekonzept« an. Es wird deutlich, daß es sie entlasten würde. Wäre nämlich die Stasi an der Erkrankung der Tochter beteiligt gewesen, so könnten die Eltern die empfundene Schuld abgeben und jetzt, im nachhinein, auf diejenigen zurückschieben, die sie zu dem Verrat an ihrer Tochter angestiftet haben.

Für die Gruppe der Angehörigen psychisch Kranker, die die Kommission aufsuchen, bekommt das Gespräch mit der Kommission die Funktion einer Beichte, in der man seine Schuldgefühle äußern kann. Die Gesprächspartner in der Kommission werden zu Testpersonen für die Frage, inwieweit man nach der Wende die DDR-Geschichte von Verrat und Scham anderen Menschen erzählen kann. Seit der äußere Aggressor von damals weggefallen ist, sind die inneren Grenzen, die den Handlungsspielraum des Ich bestimmt haben, unsicher geworden.

Gespräche mit psychisch Kranken

Auch hier wird wieder die differenzielle Nutzung der Kommission stellvertretend an einem Beispiel beschrieben.

Ein Mann besucht die Kommission zu einem Gespräch, weil er über seine »gesammelten Erfahrungen« berichten möchte, die er in psychiatrischen Krankenhäusern Ost-Berlins gemacht hat. Zu Beginn des Gesprächs macht er deutlich, daß er nur »in der allgemeinen Art« erzählen könne, weil er um seine persönliche Sicherheit besorgt sei. Er berichtet von seinen Verfolgern in der Form von »denen, die« und »die«. In Andeutungen werden im Lauf des Gesprächs die Verfolger sichtbar: Es sind Stasi-Mitarbeiter, die Psychiater, die Sowjetarmee, ein nachbehandelnder Arzt – die alle gemeinsam »gegen ihn arbeiten«. In die Psychiatrie kam er, weil er »mit diesen Leuten nicht kooperiert« habe. Er schildert, daß in der Klinik mit den »Insassen« Medikamentenversuche gemacht worden seien, die für Dissertationen gedient hätten. Auch er sei als Proband mißbraucht worden. Es seien ihm auch Medikamente ins Essen gemischt worden, und er sei mit Medikamenten auch gesprächig gemacht worden. Bei der Erstellung eines EEGs seien ihm winzige Mini-Elektroden eingedrückt worden. Er ist überzeugt, daß sich eine Elektrode immer noch im Kopf befindet, und zum Schutz vor Manipulation und Kontrolle durch diese Mini-Elektrode habe er sich eine Bleiplatte mit Hilfe von Anglersenkblei und einer Schüssel gegossen, die er dann über den Kopf gezogen habe. Sinn dieser Handlung sei gewesen, »seinen Willen zu brechen«. Er habe sich aber immer geweigert, »deren« Anordnungen zu folgen. Schließlich, als er ganz am Boden gewesen sei, sei von »ihnen« sein psychischer Wiederaufbau geplant worden. Man habe ihn von da an mit der Methode der Hypnose »programmiert«. Auf bestimmte »Auslöser« aktiviere sich sein »posthypnotisches Programm«, von dem sich zu distanzieren ihm nicht möglich gewesen sei.

Seit der Wende, so berichtet er, habe er immer mehr Kraft bekommen, sich den »Auslösern« des »posthypnotischen Programms« zu widersetzen. Alles, was ihm an positiven Angeboten in der DDR entgegengekommen sei, sei ein Test für ihn gewesen, ob er sich von den »Auslösern« distanzieren könne. Jetzt könne er nur noch darüber lachen. Er habe gesiegt, und seine Kraft steige von Tag zu Tag.

An dieser Geschichte ist auffallend, daß in der Psychiatrie keine Verbündeten im Sinne der gesunden Ich-Funktion gefunden werden. Bei den meisten Geschichten stellt die Psychiatrie einen Schutz vor den Verfolgern dar. Auch wenn Mißtrauen immer wieder aufflackert, einige psychiatrisch Tätige der Kollaboration mit der Staatssicherheit verdächtigt werden und dem System nicht vertraut wird, so gibt es doch immer wieder einzelne Beziehungen, die Schutz darstellen. Auch dieser Fall ist repräsentativ. Aber

selten ist die Bedrohung so umfassend wie in dem zuletzt dargestellten Beispiel.

Erdheim⁵ differenziert Abwehrformen als innerpsychische Antwort der Individuen, wenn sie Herrschaft und Gewalt ohnmächtig und ohne Fluchtmöglichkeit ausgesetzt sind, also dann, wenn der Aggression von seiten der Herrschaft nicht mit Gegenaggression geantwortet werden kann.

»Aber damit verschwinden diese Aggressionen nicht, sie können im Gegenteil noch mehr verstärkt werden. In dem Augenblick jedoch, da sie sich nicht mehr nach außen wenden, also sich im Innern des aufrührerischen Individuums stauen, werden sie – nach dem Modell der inneren Triebbewältigung – verarbeitet ... Die Aggression, die ursprünglich der herrschenden Gewalt hätte Grenzen setzen sollen, wird durch die Wendung nach innen zum Vehikel, das den Machtbereich der Herrschaft nun auch auf die Psyche des Individuums ausdehnt. Wie tief dabei die Herrschaft in das Individuum eindringen kann, hängt von den Abwehrmechanismen ab, derer es zur psychischen Bewältigung – und das bedeutet hier vor allem zur Unbewußtmachung – der nicht direkt abführbaren Aggressionen bedarf. Je größer und intensiver die Gewaltausübung der Herrschaft ist – und das heißt, je größer die Aggressionen sind, die die Beherrschten verspüren, aber nicht äußern dürfen –, desto »primitivere«, ontogenetisch frühere Abwehrformen müssen eingesetzt werden, und desto tiefer kann die Herrschaft in das Unbewußte der Beherrschten eindringen. In der für die Festsetzung der Herrschaft im Innern des Individuums notwendigen Unbewußtmachung der Aggression liegt die treibende Kraft zur gesellschaftlichen Produktion von Unbewußtheit.«

Schlußbetrachtung

In den politischen Systemen einer Ein-Parteien-Diktatur wie der DDR ist Psychiatrie in Gefahr. Psychiater und psychiatrisch Tätige kommen strukturell in die gefährliche Situation, einseitige Agenten der Gesellschaft zu werden und gleichzeitig die andere Seite ihres Auftrags, nämlich Anwalt des psychisch Kranken gegenüber der Gesellschaft zu sein, auszublenden. Vorschub dafür leistete sicherlich eine Ideologie, die im Selbstbewußtsein und Menschenbild die Widersprüche zwischen Individuum und Gesellschaft leugnete, als »Reste des Alten« brandmarkte und Konflikte stets zugunsten der Gesellschaft löste. Dies trug wesentlich zu einem paranoiden Klima bei, das von individueller Wahnentwicklung nie eindeutig zu trennen war. Im Selbstverständnis der DDR, mit ihrem politischen Modell zugleich auf dem Weg zum moralisch höherstehenden Menschen, zur sozialistischen Persönlichkeit zu sein, zog Abweichendes stets das Stigma der

Asozialität und den Verdacht der politischen Gegnerschaft auf sich. Devianz – das war das noch zu Überwindende oder Auszuschließende. Auch psychisch Kranke wurden teilweise einfach in den Westen abgeschoben und verkauft. Die Menschen, mit denen wir gesprochen haben, haben diese Grenzverletzungen und Seiten der DDR-Psychiatrie gespürt und subjektiv zum Ausdruck gebracht. Manche drückten es im prägnant verdichteten Bild des Mißbrauchs durch die Staatssicherheit aus, was vielleicht das direkteste Bild ist, um den Psychiater als Agenten des politischen Systems darzustellen. Manche drückten es in Beschwerden über zu hohe Medikation und Elektroschocks aus, manche in einem Auflehnen gegen ihr Eingesperrtsein. Die Bilder des Protestes sind verschieden, doch die darin zum Ausdruck gebrachte Aggression ist die gleiche: Sie deutet auf das gewaltsame Eindringen der Herrschaft in die Psyche der Individuen, die sich in ihrer eigenen Persönlichkeit zerstört fühlen, wie es ein Betroffener formulierte. Die Stasi war nicht als solche »böse«, aber sie hat psychisch Kranken und ihren Angehörigen erheblichen Schaden zugefügt.

Anmerkungen

- 1 Ich danke vor allem Johannes Koch und Eva Geffers für viele anregende Gespräche sowie den Mitgliedern der Kommission Bernd-Michael Becker, Heinfried Duncker, Jörn-Uwe Grünes, Hartwig Schulz und Sonja Süß für die Mitwirkung bei der Aufgabe, Aufklärung zu gewinnen. Die Kommission zur Aufklärung von Mißbrauch in der Ost-Berliner Psychiatrie hat im September 1995 ihren Abschlußbericht vorgelegt. Das verwendete Datenmaterial stammt aus der Diplomarbeit von Johannes Koch: Mißbrauch der Psychiatrie durch die Staatssicherheit der DDR. Eine empirische Untersuchung anhand narrativer Interviews mit Betroffenen. Unveröffentl. Diplomarbeit, Berlin 1994
- 2 Fuchs, Jürgen: »... und wann kommt der Hammer?« 1. Auflage, Berlin: BasisDruck 1990
- 3 Klee, Ernst: Irrsinn Ost – Irrsinn West. Psychiatrie in Deutschland. Frankfurt/M.: S. Fischer-Verlag 1993
- 4 Moser, Tilmann: Vorsicht Berührung! 1. Auflage, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992
- 5 Erdheim, Mario: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. 1. Auflage, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984

Il male non esiste, esiste la malattia

Die Theorie Massimo Fagiolis über menschliche Destruktivität

Annelore Homberg

Zusammenfassung

Im Laufe seiner klinischen Tätigkeit entdeckte der italienische Psychiater und Psychoanalytiker Massimo Fagioli die Tendenz der Patientinnen, innerlich »die Augen zu schließen«, d.h. die ambivalent erlebte Figur der Therapeutin und die Beziehungssituation zu ihr inexistent werden zu lassen. Diese als *fantasia di sparizione* (Phantasie, etwas verschwinden zu lassen) bezeichnete Dynamik hat zur Folge, daß die Patientin libidinös verarmt und unter Umständen sogar gefühllos wird. Im Entstehen dieser inneren Leere – einem rein psychischen Akt, der unbewußt das Verhältnis zur menschlichen Wirklichkeit modifiziert und nur sekundär zu aggressivem Verhalten führt – sieht Fagioli den Ursprung sowohl der psychischen Störungen als auch der menschlichen Destruktivität im allgemeinen. Im Gegensatz zu dem von Freud postulierten Todestrieb wird die *fantasia di sparizione* nicht als grundsätzlich lebensfeindlich gesehen. Sie wird nur dann omnipotent und zerstörerisch, wenn unbefriedigende menschliche Beziehungen die natürliche Entwicklung des Ichs unmöglich gemacht haben.

Das Böse gibt es nicht, was es aber gibt, ist die Krankheit des Unbewußten. So etwa könnte man die Position des italienischen Psychiaters Massimo Fagioli zum Thema zusammenfassen. Bevor ich also ein kurzes Resümee seiner Überlegungen versuche, muß ich das Konzept des Bösen, dessen moralische und religiöse Implikationen Fagioli ablehnt, durch den Begriff des Unmenschlichen ersetzen und an die weit verbreitete und antike Auffassung erinnern, daß es immer dann zu diesem Unmenschlichen kommt, wenn bestimmte irrationale Dimensionen in das Bewußtsein durchbrechen. Diese Sicht hat sich in unserem Jahrhundert als unhaltbar erwiesen. Die alte Szene der Berserkerhorden, die niedermetzeln, foltern, vergewaltigen, ist von ganz anderen Bildern abgelöst worden: die Züge der Reichsbahn, die regelmäßig und pünktlich von den Sammelstellen abfahren; ein Industriekomplex im Schnee, Auschwitz; eine Gruppe von Kindern, die dort die Treppe zu den Duschräumen hinuntergeht.

Als bittere Frucht unseres Jahrhunderts haben wir so die Kenntnis erworben, daß sich die schrecklichste Art des Inhumanen nicht als wilde Bestie darstellt, sondern den eisernen Gesetzen der Rationalität folgt. Kurz gesagt, sind es hier nicht die Affekte, nicht perverse sexuelle Triebe, sondern *das Fehlen der Affekte und jeglicher Sexualität*, welche das Unmenschliche ausmachen.

Abgesehen von einigen Ausnahmen (1) haben unsere Kultur im allgemeinen und die Psychoanalyse im besonderen mit Verlegenheit auf diese Tatsache reagiert; ein möglicher theoretischer Ansatzpunkt, der von Freud beschriebene Todestrieb, war anscheinend nicht imstande, das Phänomen zu erhellen (2). In Italien wurde das Schweigen 1971 durchbrochen, als das Manuskript des Buches »*Istinto di morte e conoscenza*« (*Todestrieb und Erkenntnis*) zu zirkulieren begann. Dieses Buch des Psychiaters und Psychoanalytikers Massimo Fagioli – das seinem Autor 1976 den Ausschluß aus der Psychoanalytischen Gesellschaft einbrachte – beschäftigt sich primär mit klinischen Belangen, im besonderen mit der Psychotherapie der Psychosen (3). Im Laufe der Jahre sind seine Folgen für die Sicht des Menschen insgesamt sichtbarer geworden.

»Der Analytiker ist nicht da.
Der Patient erlebt dies als Frustration«

Von dieser einfachen Beobachtung ausgehend, beschreibt Fagioli die unbewußte Reaktion der Patientin auf die physische Abwesenheit des Therapeuten, welche von ihr als Aggression erlebt wird. Er entdeckt hier einen Verteidigungsmechanismus, mit dem die Patientin versucht, sich mit dem Therapeuten auf die gleiche Ebene zu stellen: sie realisiert die »Phantasie, (etw., jdn.)verschwinden zu lassen« (*fantasia di sparizione*).

Bevor ich diese *fantasia di sparizione* näher beschreibe, muß die Ausgangssituation der psychotherapeutischen Behandlung näher definiert werden. Schematisch gesagt, lebt jeder Patient zu Beginn der Therapie in einer ambivalenten Situation: Die aktive Gegenwart der Therapeutin, die sich mit dem Patienten befaßt und Interesse an ihm zeigt, bestätigt die positive Sicht der Anderen, während ihre Abwesenheit zwischen den Sitzungen das negative Erleben unterstützt. Die Andere wird innerlich als gut und vertrauenswürdig erlebt, aber auch als unzuverlässig oder sogar als Verfolgerin. Der konstante Rhythmus der Therapiestunden erlaubt nicht nur das Hin- und Herpendeln zwischen den beiden Erlebnisformen, sondern ermöglicht auch ein allmähliches Überwiegen des unbewußten Vertrauens.

Wenn aber der Rhythmus der Sitzungen unterbrochen wird – was beispielsweise mit den Ferien geschieht – kann das innerliche Erlebnis der

Anderen als gefährlicher Verfolgerin so intensiv werden, daß es unerträglich wird. Als von den Patienten begangenen Ausweg hat Fagioli die unbewußte Dynamik des »Verschwindenlassens« entdeckt. Es handelt sich um einen blitzartigen und omnipotenten *black out*, mit dem der Patient die Vorstellung von der Therapeutin und von der Beziehung zu ihr innerlich auslöscht.

Aber indem er es innerlich dunkel werden läßt, sozusagen schnell die Augen schließt, um nichts mehr wahrzunehmen, läßt der Patient nicht nur die unbewußte Erinnerung an die Therapeutin verschwinden, sondern auch die affektive Beteiligung, deren er noch fähig war, und mit der er die Beziehung erlebt hat. Er verarmt so in affektiver Hinsicht, er wird innerlich leer. (4)

Alle Psychotherapeutinnen kennen das Problem des gelangweilten Patienten, seine Tendenz, die Beziehung abubrechen, sich zu verspäten oder die Termine ganz zu überspringen. Dabei ähneln die Patientinnen dem Kind mit der Holzspule, von dem Freud berichtet (wobei er allerdings einen anderen psychischen Prozeß im Auge hatte): »Es ergab sich aber bald, daß das Kind während des langen Alleinseins ein Mittel gefunden hatte, sich selbst verschwinden zu lassen. Es hatte sein Bild in dem fast bis zum Boden reichenden Standspiegel entdeckt und sich dann niedergekauert, so daß das Spiegelbild ›fort‹ war.« (5)

Wir können vermuten, daß es dem kleinen Heinerle bis zu einem gewissen Zeitpunkt gelang, die Beziehung zur Mutter aufrecht zu erhalten, indem er die wechselnde Dynamik mit dem »Fort-da«-Spiel darstellte, mit dem Verschwinden und Wiederkommen der Spule. Aber anscheinend zerbrach dieses instabile Gleichgewicht dann später: »...als das Kind fünfdreiviertel Jahre alt war, starb die Mutter. Jetzt, da sie wirklich ›fort‹ (o-o-o) war, zeigte der Knabe keine Trauer um sie.« (Kursiv A.H.)(5).

Neben der klinischen Schilderung solcher Patienten, die »keine Trauer zeigen«, die also der Therapeutin gegenüber gefühllos geworden sind, befaßt sich Fagioli mit ihren Träumen. Paradoxerweise findet er in ihnen als latenten Inhalt eine Leerstelle: die unbewußte Vorstellung der Therapeutin und der Beziehung zu ihr fehlen (6). Dabei ist wesentlich festzuhalten, daß wir es hier nicht mit einer Schwäche der Vorstellungswelt zu tun haben. Es handelt sich vielmehr um ein Fehlen, das aktiv von der Träumerin geschaffen wurde.

Die Entdeckung der *fantasia di sparizione* hat weitreichende Folgen für die klinische Tätigkeit. Sie erklärt z.B., warum die Therapeutin nicht auf eine »aktiv strukturierende« Gegenwart in der Beziehung verzichten kann: nur die ständige Deutungsarbeit, bei der all ihre menschlichen Fähigkeiten zum Tragen kommen, ist imstande zu verhindern, daß sich der Patient aus der ambivalent erlebten Beziehung in die Gefühllosigkeit »rettet«.

Ein zweiter Punkt geht weit über die Psychiatrie hinaus und steht in krassem Gegensatz zu juristischem Denken. Was die Patientinnen als größte Aggression seitens der Therapeutin fürchten, ist nämlich kein gewalttätiges Verhalten, keine physische oder verbale Feindlichkeit. Sie fürchten vielmehr ihre Abwesenheit, ihr *Nicht-Dasein*. Nun kann nach dem Commonsense niemand Schaden anrichten, der nicht da ist. Dem widersprechend schlägt *Istinto di morte e conoscenza* »als Ausgangspunkt das Gegenteil der Norm vor: der tut weh, der nicht da ist«.

Dabei muß der Begriff der Abwesenheit auf den psychischen Bereich ausgedehnt werden: »... der tut weh, der nicht da ist: wer körperlich nicht da ist, wenn seine Anwesenheit erforderlich wäre. Aber im wesentlichen wird die menschliche Verrücktheit von denen hervorgerufen, die *trotz ihrer körperlichen Anwesenheit nicht da sind*« (Kursiv A.H.). Als psychische Abwesenheit werden all jene Situationen verstanden, in denen ein Mensch den anderen nicht als das »sieht«, was er wirklich ist, d.h. ihn nicht in seiner Komplexität intuitiv erfaßt (7). Dabei kann die »assenza psichica« verschiedene Formen annehmen, die von einer totalen Annullierung – »dich gibt es nicht« – bis zur sogenannten Negation reichen.

Fagioli lehnt sich hier nicht an Freuds Schrift aus dem Jahr 1925 über die »Verneinung« an. Er erachtet die Reflexionen als zu komplex und bezeichnet als Negation (*negazione*) eine stets pathologische Dynamik, in der eine andere Person unbewußt wahrgenommen/dargestellt/gedacht wird, wie sie nicht ist.

Eine Negation in Fagiolis Sinne ist beispielsweise die klassische Idee von der Frau, welche nicht als ein vom Mann verschiedenes menschliches Wesen konzipiert wird, sondern als »kastrierter Mann«.

Psychische Abwesenheit als Negation

Die psychische Abwesenheit als das Resultat einer Dynamik, welche die Realität des anderen ganz oder teilweise innerlich verschwinden läßt, ist in allen menschlichen Beziehungen anzutreffen. Im klinischen Bereich stellt sie die schlimmste Form der »Gegenübertragung« dar. Sie schließt nicht nur den Therapeuten ein, der hinter der Couch schweigt; psychisch abwesend ist auch die Therapeutin, die »Realitätsprüfung betreibt...«, anordnet, Ratschläge gibt, beruhigend zuspricht... (oder) wissenschaftliche Konzepte vermittelt«, statt die Mitteilungen des Patienten zu verstehen und die Beziehungssituation zu deuten.

Was den Patienten betrifft, so ist es sein Nicht-Dasein gegenüber der Therapeutin – seine Negationen ihr gegenüber –, das die sogenannte negative Übertragung ausmacht. Und hier kann nur kurz angedeutet werden,

daß in der von Fagioli vorgeschlagenen klinischen Methodik der negativen Übertragung – besser gesagt, der negativen Beziehung der Patientin zum Therapeuten – wesentliche Bedeutung zukommt. Die gesamte Behandlung zielt darauf ab, sie zu bearbeiten und schließlich zu überwinden; für Fagioli gibt es auf unbewußter Ebene kein *embraçons-nous*, keine Idylle zwischen Therapeutin und Patient.

Die Behandlung unterliegt sozusagen einem »Gesetz der Gleichheit«. Jede Patientin erwartet unbewußt, in der Therapeutin Dimensionen vorzufinden, die ihrer eigenen mehr oder weniger gestörten Psyche ähneln. Stellt die Patientin hingegen früher oder später einen Unterschied fest – im Gegensatz zu ihr lebt die Therapeutin in innerer Kohärenz, Beziehungsfähigkeit, mit Vitalität und Phantasie – versucht sie unweigerlich, diesen Unterschied zu leugnen und aus der Welt zu schaffen. Es gilt, diese Dynamik, die in negierenden Träumen ausgedrückt wird, zu bearbeiten und die Patientin dahin zu bringen, die menschlichen Qualitäten der Anderen nicht mehr zu bekämpfen. Wenn die Patientin das Verlangen nach dem menschlichen Gegenüber wiederfindet, kann sich Gleichheit einstellen – diesmal in positivem Sinne. Dieses methodische Vorgehen setzt eine Ausbildung der Psychiaterin voraus, die weit über die Facharztausbildung hinausgeht und ihre psychische Gesundheit zur Voraussetzung haben muß.

Auch außerhalb des Behandlungszimmers ist die psychische Abwesenheit weit verbreitet. Ein typisches Beispiel ist das Bild des Erwachsenen, der ein Neugeborenes in materieller Hinsicht gut versorgt, es aber innerlich nicht als ein menschliches Wesen »sieht«, solange es noch nicht laufen und sprechen kann. Statt des Neugeborenen imaginiert das Unbewußte ein Ding oder Tier (8). Von solchen spezifischen – und häufigen – Situationen ausgehend, treten wir der gesamten Gedankenwelt unserer Kultur gegenüber. Statt der einzelnen phantasielosen Mutter begegnen wir einer tausendjährigen Idee vom Kind, von dem behauptet wird, daß es erst dann zum Menschen werde, wenn es über Wort und »Vernunft« verfügt. Ähnlich negierende Gedanken kursieren über die Frauen, die Fremden, die sogenannten Wilden. Die »*assenza psichica*« liefert eine erste Erklärung dafür, warum Menschen ihresgleichen so erleben und behandeln können, als ob sie keine Menschen wären. Dabei wird die psychische Abwesenheit für all diejenigen zur potentiellen Noxe, deren Realität negiert wird. Wenn sie nicht über genügend Widerstandskraft verfügen, kann die unbewußte Reaktion von Wut, Haß, über Verzweiflung bis zu jener Ambivalenz führen, die dann durch die Auslöschung der inneren Affektivität »geheilt« wird. Die psychische Nicht-Existenz gleicht einem Virus, der die anderen anstecken kann.

Die Neudefinition des Todestriebes

Die *fantasia di sparizione* hat Impulscharakter: sie ist als genetisch angelegte, den homo sapiens kennzeichnende Reaktion auf die Umwelt konzipiert, die als solche dem Grenzbereich »zwischen dem Biologischen und dem Psychischen« (9) angehört. Wie schon angedeutet, ist sie omnipotent: Eine neu eingetretene Situation wird innerlich annulliert – es gibt sie innerlich nicht mehr –, um den früheren Zustand wieder herzustellen. Auslöser ist dabei ein als zu intensiv erlebter Reiz, und nicht eine allgemeine und repetitive Tendenz, das Leben auf die anorganische Stufe zurückzuführen (Merkmale wie sie Freud für den Todestrieb postuliert).

Zwei weitere Unterschiede sind schon erwähnt worden. Im Gegensatz zu Sadismus und Haß, den Freud beschrieben hat und Melanie Klein als konstitutionell erachtet, setzt sich die *fantasia di sparizione* nicht in Verhalten und Handeln um. Sie ist eine rein psychische Dynamik, die in nicht wahrnehmbarer Weise zu Veränderungen der Wahrnehmung, der unbewußten und bewußten Vorstellungen und des Denkens führt. Eventuelles aggressives Verhalten ist *sekundäre* Folge dieser inneren Veränderungen. Zum anderen hat die *fantasia di sparizione* keine Passivität inneren Instanzen gegenüber zur Folge, wie sie etwa der Begriff »Trieb« zu beinhalten scheint. Das »Verschwindenlassen« (das Fagioli *annullamento* – Annullierung – nennt, wenn es pathogen wird, s.u.) stellt vielmehr eine gegen eine bestimmte Realität gerichtete Aktivität des Subjektes dar.

Zu klären bleibt, ob Fagioli mit der Entdeckung der *pulsione di annullamento* einen angeborenen Triebdualismus vorschlägt. Folgt sein Modell der von Freud hypostasierten Idee einer unvermeidlichen Koexistenz von Eros und Thanatos? Ich wiederhole nur bekannte Tatsachen, wenn ich darauf hinweise, daß Freuds Kulturpessimismus durch die Formulierung des Todestriebes (1920) neuen Auftrieb erhielt. In manchen Formulierungen scheint er dämonische Züge zu haben. Wie weit sich Freud wirklich von einer religiösen Sicht des Unbewußten als Sitz des Bösen getrennt hat, bleibt offen. In der Theorie Fagiolis ist die *fantasia di sparizione* hingegen nichts unweigerlich Negatives. Vielmehr ist sie eine notwendige Komponente bei der Entstehung und Entwicklung der Psyche. Sie wird nur unter bestimmten Bedingungen als *pulsione di annullamento* pathogen.

»... wir verfügen so über zwei wesentliche Begriffe:
Vitalität und Phantasie«

Hier kann nur kurz auf die Überlegungen Fagiolis zur Entstehung der menschlichen Psyche eingegangen werden. Während die Formulierung der *fantasia di sparizione* aus dem Umgang mit den Patienten erwuchs, ist seine Theorie über die Entstehung der Psyche das Ergebnis von gedanklichen Schlußfolgerungen aus bestimmten Prämissen. Fagiolis umfangreiche klinische Arbeit seit Mitte der sechziger Jahre – zu der seit 1975 die gruppen-therapeutischen »analytischen Seminare« gehören (10) – stellt sozusagen den Verifizierungsprozeß dieser Theorie dar. Sie sieht in der Geburt eine erste wesentliche Trennung, mit welcher der Fötus zum Kind wird.

Fagioli lehnt die Idee eines Fötus mit Psyche entschieden ab, weshalb es für ihn auch keine psychische Kommunikation zwischen Mutter und Fötus geben kann. Der Fötus wird als lebender Organismus betrachtet, der als solcher natürlich auf die biologischen Reize der intrauterinen und perinatalen Umwelt reagiert. Als Vorläufer der Psyche sieht Fagioli eine Art libidinösen Potentials (nach der Geburt als *vitalità*, Vitalität bezeichnet), das sich während der Schwangerschaft entwickelt. Mit seiner Hilfe ist der Fötus imstande, die taktile Stimulierung durch das Fruchtwasser in irgendeiner Weise, vielleicht subkortikal, zu rezipieren. Die Geburtswehen und der erste Kontakt mit Luft und Licht sind für das Neugeborene, dessen Augen zum erstenmal stimuliert werden, einer Art »Ohrfeige der Natur«. Die Dynamik, die zur Entstehung der Psyche führt, ist als instinktive Antwort auf diese intensive Reizen gedacht, und zwar als Impuls des Neugeborenen, die neue störende Situation auszulöschen.

Das Kind läßt die neue Lage, auf die Welt gekommen zu sein, innerlich verschwinden. Diese *fantasia di sparizione* als erster psychischer Akt – »im Anfang war die Kraft!« (11) – erzeugt eine totale Distanz (Nicht-Beziehung) zu den atmosphärischen Bedingungen, der aber keine innere Leere, kein inneres Dunkel entspricht. Sie hat vielmehr eine erste Gedächtnisleistung zur Folge: das Wiederfinden des Intrauterinlebens als *fantasia ricordo*, Phantasie-Erinnerung. Aufgrund der Aktivierung des Sehbereiches bei der Geburt wird dieses biologische Erleben in eine erste visuelle Vorstellung umgewandelt.

Diese nicht klar umrissene innere Vorstellung kann schwer mit Worten ausgedrückt werden. Später im Leben hilft das Unbewußte hier, indem es Bilder aus Erfahrungsbereichen entlehnt, die dem Neugeborenen noch völlig unbekannt sind. Wir begegnen so der von Botticelli dargestellten Geburt der Venus aus den Fluten, dem Traumbild einer besonnten Meeresfläche oder – beispielsweise im Falle des Wolfsmannes – der geträumten Szene eines Fensters, das sich öffnet. Fagioli sieht in dieser ersten und

undefinierbaren visuellen Vorstellung den Beginn der Psyche und der menschlichen Identität: das Ich.

Im Gegensatz zu Freud besteht für Fagioli also »das Ich von Anfang an und muß sich entwickeln« (12), wenn es auch aufgrund eines physiologischen Überwiegens der *fantasia di sparizione* vital verletzlich ist. Dabei ist festzuhalten daß die Beziehung des Neugeborenen zur unbelebten Natur annulliert ist, dies aber nicht für sein Verhältnis zur menschlichen Realität gilt. Das von Fagioli beschriebene Ich beinhaltet von Anfang an die natürliche Tendenz, Beziehung mit belebten und lebensfreundlichen Realitäten aufzunehmen, welche der weiteren Entwicklung so förderlich sind, wie dies in biologischer Hinsicht die intrauterinen Bedingungen für den Fötus war. Das Neugeborene »weiß« sozusagen, daß es lebenswarme Dimensionen gibt; die Begegnung mit der Mutter wird dieses instinktive »Wissen« – diesen primordialen Realitätsbezug – entweder bestätigen oder in Frage stellen (13). In einer glücklich verlaufenden Stillperiode lebt der Säugling ständig eine dreiphasige Dynamik von Beziehung-Trennung-Erinnerung; während des Saugens erlebt die libidinöse, vitale Dimension des Kindes eine Bestätigung durch die menschliche Wärme und »Anwesenheit« der Pflegepersonen und wächst so; nach jeder Trennung von der Brust kann die mit allen fünf Sinnen erlebte Beziehung in eine visuelle Phantasie-Erinnerung umgewandelt werden, die das Ich modifiziert und weiter definiert.

Im Rahmen dieser kurzen Einführung ist es nicht möglich, die nächsten von Fagioli beschriebenen Entwicklungsschritte der Psyche bis hin zur Entwöhnung und darüber hinaus darzustellen (14). Es ist aber wesentlich festzuhalten, daß zur Entstehung und Evolution der menschlichen Psyche sowohl der Todestrieb (d.h. die *fantasia di sparizione*) als auch die libidinöse Dimension erforderlich sind. Sie arbeiten sozusagen zusammen: indem sie sich »mischen«, entstehen die inneren visuellen Vorstellungen als Modifizierungen des Ichs.

»Wo innerlich eine Dimension der Libido existiert, wird der Todestrieb zur Matrix der psychischen Entwicklung, Matrix der Möglichkeit einer Phantasie und später des Denkens und der Sprache.« Es gibt für Fagioli also nichts konstitutionell Lebensfeindliches in der menschlichen Psyche; die *fantasia di sparizione* wird nur dann pathogen, wenn sie »entmischt« ist, d.h. nicht auf genügend Libido trifft.

Gesund und krank sind Kategorien,
die auch für das Unbewußte gelten

Schematisch gesagt, geschieht dies jeweils dann, wenn das Kind eine Enttäuschung seiner intuitiven Hoffnung erlebt. Die fehlende Antwort der

Pflegepersonen auf sein Verlangen nach Beziehung, ihre innere Abwesenheit erlauben es nicht, daß der libidinöse Reichtum des Kindes bestehen bleibt. In diesem ebenso häufigen wie dramatischen Fall fällt der nicht mehr von der Libido zurückgehaltene »Todestrieb« bei jeder Trennungssituation in seine ursprüngliche Omnipotenz zurück und schafft innerlich das Dunkel und die Leere. Das Ich entwickelt sich nicht weiter und erfährt im Gegenteil Schädigungen verschiedener Art.

Damit betreten wir den Bereich der Pathologie. Die Schädigungen der inneren Phantasie können sich als Teilläsionen – als psychische Kastration ausdrücken, aber auch zur Spaltung und Zersplitterung des Ichs führen; es kann verflachen oder im schlimmsten Fall ganz annulliert werden. Die Träume unserer Patienten berichten über pathologische Veränderungen dieser Art, und es wäre eine lohnende zukünftige Aufgabe der Psychiatrie, diese psychodynamischen Mitteilungen der Patientinnen mit den psychopathologischen und diagnostischen Kenntnissen unseres Faches in Verbindung zu bringen.

Andererseits zeugen diese kranken inneren Bilder von Schädigungen einer psychischen Realität, die ursprünglich nichts Krankhaftes an sich hatte: In jedem Menschen gibt es den gesunden, wenn auch fragilen Ausgangspunkt der Geburt. Man könnte die Aufgabe der Behandlung gerade so definieren, daß anhand der ständigen Bearbeitung der negativen Übertragung diese Ausgangssituation wiedergefunden werden muß. Fagioli formuliert hier also eine theoretische, potentielle Heilbarkeit aller psychischer Störungen, die immer als pathologische Veränderungen einer vorher bestehenden gesunden Wirklichkeit aufgefaßt werden. (15)

In Freuds Theorien ist das Unbewußte wirklichkeitsfremd und prinzipiell asozial. Aufgrund dieser Eigenschaften behindert es die Erforschung psychischer Krankheiten. Es entzieht sich den Grundvoraussetzungen ärztlicher Einflußnahme, wenn wir seine Eigenschaften (kennt keine Verknüpfungen, keine Zeitlichkeit, keine Verneinung...) als physiologisch betrachten. Wir könnten sie als psychotisch bezeichnen. Dies bedeutete, daß der Normalzustand des Unbewußten ein kranker wäre. So hätten Aspekte von Gesundheit und Krankheit für das Unbewußte keine Gültigkeit.

Fagioli hält hingegen an den Kategorien gesund/krank auch im Bereich des Unbewußten fest. Sein Postulat eines ursprünglichen Ich und dessen Entwicklungsstufen führt zur Auffassung, daß auch das Unbewußte gesund bleiben oder erkranken kann. Entsprechend werden alle psychopathologische Erscheinungen als krankhafte Veränderungen des ursprünglichen Ich, also des Unbewußten, definiert: Sie betreffen sowohl den klassischen Arbeitsbereich der Psychiatrie, d.h. die Psychosen, als auch die Destruktivität in normalen Beziehungen und sind nach Fagioli stets Resultat der Begegnung mit einer äußeren »Noxe« – der psychischen Abwe-

senheit der Bezugspersonen – welcher die Widerstandskraft der Psyche nicht gewachsen war.

Da in Fagiolis Konzeption die gesunde psychische Entwicklung des Menschen in der ständigen Weiterentwicklung der inneren Phantasie besteht, wird die Kontrolle des Bewußtseins dieser gesunden inneren Dimension überflüssig. Im Gegensatz zu Freud postuliert Fagioli also, daß sich das Bewußtsein dem Unbewußten unterordnen müsse – allerdings unter der Voraussetzung, daß es sich um ein gesundes Unbewußtes handelt. Damit wird zugleich die Idee der Ratio als höchste Leistung des Menschen vom Konzept der inneren Phantasie abgelöst, die die zwischenmenschlichen Beziehungen bestimmen sollte.

Unmenschliches Verhalten ist für Fagioli also Resultat einer inneren Zerstörung, die ausagiert wird. Sie ist auf die wiederholte und vollständige Annullierung der zwischenmenschlichen Beziehungen zurückzuführen. Dabei besteht eine zukünftige Aufgabe der Psychiatrie darin, die psychodynamischen Unterschiede destruktiven Verhaltens von Kriminellen und Psychotikern herauszuarbeiten. Ausgangspunkt der Überlegungen könnte die Feststellung sein, daß sich für Psychotiker die innerliche Destruktion auch im Verhalten gegenüber der materiellen Wirklichkeit äußert, während narzißtisch gestörte Menschen, Persönlichkeitsgestörte eine intakte Beziehung zur Materie zeigen, während ihnen die Beziehungsaufnahme und -aufrechterhaltung zu anderen Menschen abgeht.

Anmerkungen und Literatur

- 1 U. Hoffmann-Richter verdanke ich den Hinweis, daß dazu die Überlegungen von H. Garfinkel und T. Duster gehören. Garfinkel beschrieb 1956 die Bedingungen, mit deren Hilfe Menschen die Würde des Menschseins aberkannt wird (*Conditions of Successful Degradation Ceremonies*. *Am. Journal of Sociology* 61 (1956) 420-424). Duster beschrieb – unter Rückgriff auf Garfinkel – die »Bedingungen für den Massenmord ohne Schuldgefühl« (in: H. Steinert (Hg.) *Symbolische Interaktion*, Klett Verlag Stuttgart 1973,67-87) Die klinisch deskriptive Psychiatrie nähert sich mit ihrer Kategorie der »schizoiden Persönlichkeit« dem Problembereich an.
- 2 Das Konzept des Todestriebes hat Freud 1920 mit »Jenseits des Lustprinzips« eingeführt. Trotz wiederholter Diskussion »bleibt (dieses Thema in der Psychoanalyse) ein Fremdkörper. (...) Seine Nachfolger haben bis in die fünfziger und sechziger Jahre vorsichtshalber dieses Thema ausgeklammert. (...) Wir brauchen noch mehr Theorien. Eine Lösung haben wir nicht« – Hoffmann-Richter, U. (1994): *Freuds Seelenapparat*. Psychiatrie-Verlag, Bonn, S. 83-84
- 3 Fagioli, F. (1972): *Istinto di morte e conoscenza*. Nuove Edizioni Romane, Rom 1993. Während der Arbeit in den psychiatrischen Anstalten Venedig und Padua (unter der Leitung von F. Barison) und in Binswangers Klinik in Kreuzlingen richtete Fagioli einer der ersten Therapeutischen Gemeinschaften Italiens ein und unternahm gleichzeitig die Ausbildung zum Psychoanalytiker. *Istinto*, das erste der

vier von ihm bisher verfaßten Bücher, ist das Ergebnis jahrelanger klinischer Arbeit vor allem mit Psychotikern. Angesichts der sprachlichen Präzision, die notwendig ist, wenn man sich mit der menschlichen Psyche befaßt, sind die hier vorgeschlagenen Übersetzungen aus dem Italienischen als provisorischer Versuch zu betrachten. Nicht anders angegebene Zitate im Text beziehen sich auf *Istinto di morte e conoscenza*.

- 4 Die Dynamik wird besonders dramatisch, wenn die annullierte Person Träger einer strukturierenden Identifizierung ist, d.h. einer Identifizierung, mit deren Hilfe der psychotische Patient das Zurückfallen in die völlig zerstörte Beziehung zur Mutterbrust vermeidet. Fagioli schildert ausführlich die Behandlung eines jungen Schizophrenen, der in den ersten Jahren der Therapie jedesmal psychotische Krisen entwickelte, wenn er die in den Therapeuten projizierte Vaterfigur verschwinden ließ.
- 5 Freud, S. (1920), *Jenseits des Lustprinzips*, in: S. Freud Studienausgabe, Bd. III. Fischer, Frankfurt a.M. 1982, S. 213-272
- 6 »Ich suchte das Grab meines Vaters auf, es war ganz ungepflegt«, träumt beispielsweise ein Patient Fagiolis einige Zeit nach der Rückkehr aus den Ferien. Er hatte also den Therapeuten innerlich als den Vater dargestellt und diese Figur dann annulliert. Wegen der libidinösen Verarmung, die daraus folgte, war die analytische Couch ein in Vergessenheit geratenes Grab geworden.
- 7 Martin Buber spricht von den »Grundworten«, in denen ein Mensch steht – »Ich-Du« oder »Ich-Es«; niemals aber wäre ein Ich allein denkbar (M. Buber, *Ich und Du*, Lambert Schneider, Heidelberg 1977)
- 8 »Ich hatte einen Säugling vor mir auf dem Schreibtisch und sagte mir: du mußt dich daran erinnern, daß er alles empfindet, sonst behandelst du ihn wie ein Ding.« Dieser Traum stammt von einem jungen Patienten, dessen Negativismus und Manierismen zu Beginn der Behandlung an den schizophrenen Formenkreis denken ließen. Mittlerweile ist die Therapeutin im Traum zum Neugeborenen geworden, dessen Menschsein nicht geleugnet werden darf, und der Patient holt in der Darstellung der therapeutischen Beziehung etwas nach, das in seiner Säuglingsperiode vermutlich nicht so abgelaufen ist.
- 9 Im deutschen Sprachraum sind die theoretischen Inhalte des Buches nicht ganz unbekannt, weil Michael Ende, der die analytischen Seminare Fagiolis (s.u.) gegen Ende der 70er Jahre besuchte, in seiner »Unendlichen Geschichte« in poetischer Weise auf sie zurückgreift. Freud, S. (1920): *Jenseits des Lustprinzips*, cit.
- 10 1975 wurde Fagioli vom Psychiatrischen Institut der Universität Rom als Supervisor angefragt. Der Interessentenkreis wuchs rapide; Anfragen nach Therapie taten ein übriges, die entstandenen »analytischen Seminare« zu einem gruppentherapeutischen Phänomen größeren Ausmaßes werden zu lassen. Bis heute nehmen jeweils 100 bis 200 Personen pro Sitzung teil. Im Laufe ihrer 23jährigen Geschichte war die »analisi collettiva« trotz strenger analytischer Methodik wiederholt heftiger Kritik von Fachkreisen und Presse ausgesetzt. Die klinische Tätigkeit Fagiolis brachte eine neue Schule italienischer Psychiater und Psychiaterinnen hervor.
- 11 Goethe, W. (1808) *Faust*, Der Tragödie erster Teil, Mondadori, Mailand 1970, 94
- 12 Freud, S. (1914): *Zur Einführung des Narzißmus*, Studienausgabe Bd. III Fischer V. Frankfurt 1982, 37-68
- 13 Dies gilt für jedes Neugeborene, auch das Kind einer florid Schizophrenen. Mit anderen Worten, die Psyche der Mutter hat keinerlei Einfluß – weder positiver noch negativer Art – auf die Entstehung der kindlichen Psyche. Die Auseinandersetzung mit der menschlichen Wirklichkeit der Mutter beginnt nach der Geburt und kann sogar zur Zerstörung des ursprünglichen Ich führen.

- 14 Zwei weitere Bücher Fagiolis sind u.a. der Beschreibung dieser Entwicklungsphasen gewidmet: *La marionetta e il burattino* (1974), Nuove Edizioni Romane 1991 und *Psicoanalisi della nascita e castrazione umana* (1975), Nuove Edizioni Romane 1995. Fagioli lehnt hier das Freudsche Entwicklungsmodell völlig ab.
- 15 Die Behauptung einer absoluten Psychogenese der sogenannten Geisteskrankheit führt zur Untersuchung, was die Geistes- und Gemütskrankheiten von den eindeutig organisch bedingten psychischen Störungen unterscheidet. Diesem Thema ist das eben erschienene Buch von Marcella Fagioli (Hrsg.), *la medicina abbandonata*, Nuove Edizioni Romane, Rom 1998 gewidmet.

»... und erlöse uns von dem Bösen!«

■
Helga Kuhlmann

Im prominentesten christlichen Gebet wird Gott darum gebeten, daß er die Betenden vom Bösen erlösen möge. Was drücken sie damit aus? Glauben sie, daß Gott ihr Leben so gestaltet, daß sie mit dem Bösen nicht mehr in Berührung kommen? Meinen sie, die nicht an Gott Glaubenden seien vom Bösen bedroht oder selbst böse, während sie selbst gut seien? Sehen ChristInnen das Böse anders als andere? Angesichts solcher Fragen nach dem Bösen muß meine Antwort notwendig fragmentarisch bleiben. Sie bemüht sich um eine Sprache, die auch Nicht-ChristInnen und Nicht-TheologInnen verstehen können.

Das Böse und der Glaube an Gott

»Herr, warum handelst du böse an deinem Volk?«

Exodus 5,22

Zunächst mag sich die Frage stellen, ob es das Böse als eine eigenständige Figur überhaupt gibt, und wenn ja, wie es gedacht werden könnte. Lange konnten sich Menschen vieler Kulturen und Religionen das Böse als eine personifizierte Macht vorstellen, die sie Teufel nannten. Nach antiken Überlieferungen stellt er einen gefallenen Engel oder Göttersohn dar, er stammt also aus dem Himmel. Im Dienst des Teufels standen Hexen und Dämonen, aber auch Menschen, die dem Teufel ihre Seele verkauft hatten.

Auch in der Bibel taucht an einigen Stellen der Satan auf, und Geschichten werden erzählt, in denen Menschen von Dämonen geheilt werden. Der Satan, der im Hiobbuch zu den Söhnen Gottes gehört, schließt eine Wette mit Gott, ob Hiob ihm treu bleiben würde, wenn er ihm sein Glück und seinen Wohlstand nehmen würde. Der Satan bietet Jesus Reichtum und Macht an, unter der Bedingung, daß sich Jesus dem Satan unterwirft. Im Danielbuch und im letzten Buch der Bibel, der Apokalypse oder Offenbarung des Johannes ist von einem endzeitlichen kosmischen Kampf zwischen Gott bzw. Christus und dem Antichristen die Rede. Vor dem letzten Kampf wird eine Zeitlang ein böser Herrscher gewaltsam regieren.

Theologien der Gegenwart gehen in der Regel nicht mehr von der personalen Existenz des Satans aus. Dennoch wird keineswegs bestritten, daß es das Böse gibt, und daß es eine große Macht hat. In der Tradition

erscheint es häufig unter dem Titel der »Sünde«, von seiner Etymologie nicht mit »Schuld«, sondern als das von Gott Trennende zu übersetzen (wie z.B. der »Sund« zwischen der dänischen Insel Seeland und Schweden), Theologen des 20. Jahrhunderts nennen das Böse auch »Nichtiges« (Karl Barth) oder »Entfremdung« (Paul Tillich).

Seine Wirkung liegt darin, daß es Leben und Liebe zerstört, daß es Unheil und Leiden schafft, daß es anderes und eigenes »nichtet«. Dabei potenziert es sich in seiner Fortsetzung, es baut lebenszerstörerische Strukturen auf, die gefangen nehmen und aus denen von innen kein Ausweg möglich ist.

Die schreckliche lebensfeindliche Wirklichkeit des Bösen stellt jeden Glauben an Gott in Frage. Denn an den christlichen Gott der Liebe zu glauben, bedeutet, darauf zu vertrauen, daß das Böse letztlich nicht gewinnen werde, daß die Liebe stärker sei als das Böse und sogar als der Tod.

Deshalb werden ChristInnen wie andere zunächst einmal stumm und verzweifeln wie andere, wenn sie mit dem Bösen konfrontiert werden. Denn das Böse bricht ins Leben ein und schmerzt, zerstört, vergewaltigt, nichtet und vernichtet. Da bleibt nichts als Erschrecken, Weinen, Klagen und Beten. Starke mögen protestieren, hoffen und kämpfen. Gerade Leidende wie Hiob oder wie Tamar im zweiten Buch des Samuel, die ihrem Bruder ein deutliches, aber vergebliches Nein entgegnet, als dieser sie zu vergewaltigen beabsichtigt, und viele andere nach ihnen, waren zum Protest und zur Hoffnung fähig.

Besonders mächtig erscheint das Böse in Gestalt des Satans im Hiobbuch. Gott willigt in die Wette ein, die der Satan ihm vorschlägt. Der Satan behauptet, Hiob sei nur deshalb Gott gegenüber treu, weil es ihm so gut gehe. Wenn ihm aber alles Wohlergehen und Glück genommen werde, werde Hiob auch seinen Glauben aufgeben. Vor der Wette wird Hiob vorgestellt als einer, der »dem Bösen feind« sei. Der Satan möchte ihn durch Unheilserfahrungen zum Freund des Bösen machen.

Das Unheil nimmt seinen Lauf. Hiob verliert seinen Besitz, seine Kinder sterben, später wird er schwer krank. In seiner Not verflucht er den Tag seiner Geburt, begehrt, eine Fehlgeburt zu sein, wünscht sich den Tod. Er verlangt von Gott, ihn sterben zu lassen. Sein Leben hat für ihn jegliche Freude und jeglichen Sinn verloren. In dieser Situation klagt er Gott an, er habe ihm sein Recht genommen. Keinen Moment zweifelt er daran, daß Gott ihm sein Unglück zugefügt habe, keinen Moment gibt er auf, ihn daran zu erinnern, daß es Unrecht sei. Hiob macht Gott Vorwürfe.

Drei Freunde wollen ihn trösten. Sie versuchen, ihn mit Ratschlägen und Deutungen zu unterstützen. Sie können sich den Zusammenhang zwischen Hiobs Unglück und seinem Verhalten nur so vorstellen, daß er doch in irgendeiner Weise »böse« war, daß er selbst Unrecht gegenüber Gott

oder gegenüber seinen Mitmenschen gehandelt hat. Hiob aber läßt sich nicht beirren, er weiß, daß er stets gut gehandelt hat.

Die Geschichte endet damit, daß es Hiob besser geht als zuvor. Und nur ein Satz im Schlußteil zeigt an, daß Gott doch auf Hiobs Seite war, als er leiden mußte, daß auch Gott keinen Gefallen am Leiden Hiobs gefunden hat. Denn Gott bestätigt Hiob und verurteilt die Freunde, sie hätten Unrecht. »... ihr habt nicht recht von mir geredet wie mein Freund Hiob«. Gott gibt den Anklagen gegen ihn selbst und den Vorwürfen ihm selbst gegenüber Recht.¹ Von diesem Vers her wird erkennbar, daß Hiobs Leiden von Gott aus nicht seiner Prüfung diene, daß es keinen »Zweck« hatte. Es war Ausdruck der Macht des Bösen.

Hiob kann nicht daran glauben, daß Gott Unrecht handelt, indem er gerechten Menschen Leid zufügt. Er hält Gott vor, daß dieser nicht mit dem Bösen verwechselbar sein dürfe. Daß Gott ihm recht gibt, zeigt, daß auch in der Hioberzählung Gott einerseits so gedacht wird, daß er weiter für Gerechtigkeit einsteht, daß er sie aber offenbar nicht immer garantiert. Die Frage stellt sich also, wie Gott der Wette zustimmen konnte, ob er Gerechtigkeit nicht geben kann oder will.

Aus gegenwärtiger Perspektive, d.h. im Bewußtsein des Unrechts und des Bösen, das der Gott Hiobs auch nach Hiob nicht verhindert hat, nach Auschwitz, nach und während unzähliger Kriege, nach Hexenverfolgungen und Kreuzzügen im Namen des christlichen Gottes, im Wissen um Gewalt gegen Unschuldige bleibt die Frage aktuell, warum Gott das Böse, das Zufügen von Leid nicht verhindert. Und möglicherweise läßt sich heute nur noch eine Antwort geben, und zwar die, daß der jüdisch-christliche Gott als ein solcher zu denken ist, der in seiner Auseinandersetzung mit dem Bösen sich nur dann entspricht, wenn er nicht allmächtig solche Wetten verhindert und jedem anderen Wesen außer ihm die Freiheit zum Bösen verweigert, sondern solche Wetten geschehen läßt, obwohl er unter Umständen selbst an ihnen leidet.

Nach der biblisch überlieferten Geschichte des Jesus von Nazareth, der als Gesalbter und als Sohn Gottes bekannt wird, mußte dieser durch menschlich verantwortetes Böses einen grausamen Tod sterben. Der nach den Erzählungen der Evangelien im Einklang mit Gott lebte, mit dem sich Gott identifiziert hat, wird vom Bösen durchaus berührt und verletzt, umgebracht. »Gott selbst ist tot«, so interpretiert Martin Luther den Kreuzestod Jesu. Der christliche Gott leidet an der Wirklichkeit des Bösen. Im Evangelium des Markus lauteten die letzten Worte Jesu: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Ähnlich wie vor ihm Hiob richtet Jesus diese verzweifelte Klage an Gott.

Daß es das Böse gibt und daß es offenbar eine Macht ist, die die Schöpfung Gottes und auch Gottes Sohn beschädigt und tötet, zeigt, daß das

Problem des Bösen für ChristInnen keinesfalls gelöst ist. Vielmehr betrifft es den christlichen Glauben im Kern. Denn daß trotz eines Gottes, der die Menschen liebt und das Gute für sie will, das Böse weiterhin da ist, daß Lebensvernichtung, Unheil, Korruption und Gewalt sowohl in kleinen überschaubaren Beziehungen als auch in großen Strukturzusammenhängen der Ökonomie, der Ökologie, der Politik, der Wissenschaft, der Medizin, des Rechts und der Kultur die Oberhand gewinnen, gibt eher Anlaß zum Verzweifeln und zum Zweifeln als zum Glauben an Gott.

Phänomene des Bösen: »Geerbtes«,
menschlich verantwortetes und erlittenes Böses

»Auschwitz – The Meaning of Pain
The Way That I Want You To Die
Slow Death, Immense Decay
Showers That Cleanse You Of Your Life«²

Bisher war im Text wie in der Tradition vom Bösen substantivisch die Rede, als wäre es eine Art Macht, die eigenständig agiert. Eine solche personalisierte Macht läßt sich in der westlichen Moderne nur noch in fundamentalistischen religiösen und politischen Gruppen und bestimmten Filmen, Krimis und Liedern ausmachen.³

In der Science Fiktion-Literatur und in einer Reihe apokalyptischer Kinofilmen über das Ende der Welt, in Krimis und in den Liedern der rechten Rock-Musikszene jedoch erscheint das Böse oder der Böse durchaus wieder personalisiert. In Satanskulten sehen sich Menschen dazu beauftragt, andere umzubringen, in den letzten Jahren berichtete die Presse mehrfach über Gruppen von Jugendlichen, die im Auftrag des Satans vor allem junge Frauen ermordeten, manche töten renitente Mitglieder in exorzistischen Gewalt-Ritualen, die bei Mädchen und Frauen Vergewaltigung einschließen. Das Böse übt eine Faszination aus, die auch im wissenschaftlich-technischen Zeitalter nicht verschwunden ist.

Vielleicht ist es auch für Menschen, die rationales Denken schätzen, nicht ganz unsinnig, noch gegenwärtig von »dem Bösen« zu sprechen. Wo dies geschieht, ist aber der metaphorische Sinn bewußt zu machen. Denn die direkte Rede vom Bösen als einer eigenständigen Macht birgt die Gefahr, das Böse zu mythisieren, ihm die Verantwortung für menschlich zu verantwortendes Unrecht zuzuweisen.

Mit dem Bösen können Strukturen gemeint sein, Gewohnheiten, Institutionen, die wie quasi verselbständigte »Teufelskreise« funktionieren, die lebensfeindlich wirken oder lebensfeindliche »Nebenwirkungen« ha-

ben und aus denen kein Entrinnen möglich erscheint. Besonders in globalisierten Zusammenhängen werden solche Strukturen sichtbar.

Um Mißverständnisse an dieser Stelle zu vermeiden, möchte ich klar stellen, daß »Strukturen« hier nicht im Gegensatz zu individuellen Erfahrungszusammenhängen zu verstehen sind. Individuen agieren in strukturellen Zusammenhängen und sind individuell von strukturellen Wirkungen betroffen. Soziale Interaktionen können somit sowohl mit einem Interesse am Durchschauen der strukturellen Zusammenhänge als auch mit einem Interesse an individuellem Verhalten und Erfahren betrachtet werden. Empirisch sind Individualität und Strukturen immer verknüpft.

Die irreversible Zerstörung natürlicher Ressourcen, die Hunger- und Bürgerkriegskatastrophen in Zentralafrika, die wachsende Armut, Arbeits- und Obdachlosigkeit in den Industrienationen, aber auch Fremden- und Behindertenfeindlichkeit, die Abhängigkeit von Drogen und Alkohol, in all diesen Strukturen wird eigenes und fremdes Leben beeinträchtigt und zerstört. Sie wirken wie geschlossene Kreisläufe ohne Ausweg, ein Schritt zieht den nächsten quasi automatisch nach sich, in ihnen potenzieren sich die schädlichen, vernichtenden Wirkungen des eigenen Tuns. Obwohl diese Unheilsstrukturen individuell vorgegeben sein mögen, sind ihr Ursprung und ihre jeweilige Aufrechterhaltung Ergebnis menschlichen Handelns oder Unterlassens.

Dies ist der bleibende Kern dessen, was die klassische Theologie »Erbsünde« nannte. Menschen werden in Strukturen hineingeboren und setzen sie fort, Kinder erben die Versäumnisse früherer Generationen im Umgang mit den natürlichen Ressourcen, die Nachkriegsgeneration in Deutschland hat die Schuldvorwürfe und das Mißtrauen gegenüber deutscher Machtpolitik und gegenüber deutschem Rechtsradikalismus geerbt, die westliche Welt die auf der Kolonialgeschichte aufbauenden weltwirtschaftlichen Ausbeutungsstrukturen. Besonders tragisch zeigt sich das »Erben« von Bösem in einzelnen Lebensgeschichten, wenn Kinder, die Opfer sexueller Gewalt waren, als männliche Erwachsene zu Tätern sexueller Gewalt oder als weibliche Erwachsene Prostituierte werden.

Das Komplizierte am Gedanken der Erbsünde ist, daß aus der Perspektive des christlichen Glaubens trotz der offensichtlichen »Unschuld« der Nachgeborenen auch diesen eine Verantwortung für die weiterbestehenden ererbten lebenszerstörerischen Strukturen zugewiesen wird. Damit wird ausgedrückt, daß auch von Jüngeren erwartet wird und werden kann, die Folgen vergangener Schuld zu tragen und neue lebensfördernde Wege zu suchen. Ob einzelne oder gesellschaftliche Gruppen sich weiter an lebenszerstörerischen Gewohnheiten und Strukturen beteiligen, liegt zumindest partiell in ihrer Verantwortung.

Neben dem geerbten Bösen greift die christliche Tradition das Böse

in vielfältiger Form auf, als böses Wollen von Menschen, als Unterlassen von Gutem, als Unvermögen, das gewollte Gute faktisch zu tun, sowie aus der Perspektive derer, die Böses als Ursache von Leiden erfahren.

Schon zu Beginn der Bibel in der Geschichte von Kain und Abel wird das Böse so qualifiziert, daß Kain es auch hätte verhindern können. Als er neidisch und zornig darüber wird, daß Gott nur Abels Opfer, nicht aber sein Opfer mit Wohlgefallen anschaut, warnt Gott ihn: »Das Böse lauert vor der Tür, nach ihm begehrt du, werde aber Herr darüber!« Kain zieht es offenbar vor, seinem bösen Begehren zu folgen, er erschlägt seinen Bruder.

Mehrere biblische Geschichten zeigen, daß auch Nichts-Tun böse Folgen haben kann. Wenn der Samariter dem verletzten Mann nicht geholfen hätte, wäre dieser möglicherweise gestorben.

Eine weitere Schilderung des Bösen überliefert Paulus in seinem Brief an die Römer. Er charakterisiert es so, daß es selbst dann geschieht, wenn Gutes beabsichtigt wird. Nicht allein durch eine böse Absicht, nicht allein in der Diskrepanz zwischen Wollen und Können, sondern bereits in der Diskrepanz zwischen Wollen und faktischem Tun kann Böses entstehen.

Obwohl ein großer Teil des Bösen historisch von Menschen zu verantworten ist, erfahren Menschen das Böse auch im Erleiden von Krankheiten, vom Sterben und vom Tod. Das Erleiden von Bösem nannte die theologische Tradition »Übel«. Verschuldetes und unverschuldetes Leiden werden gemeinsam unter dem Aspekt betrachtet, daß Menschen daran leiden.

Die Macht des Bösen punktuell gebrochen

»Das Beunruhigende an der Person Eichmann war doch gerade, daß er war wie viele und daß diese vielen weder pervers noch sadistisch, sondern schrecklich und erschreckend normal waren und sind.«

»Die Lehre solcher Geschichten ist einfach. ... Sie lautet, daß unter den Bedingungen des Terrors die meisten Leute sich fügen, einige aber nicht. ... Menschlich gesprochen ist mehr nicht vonnöten und kann vernünftigerweise mehr nicht verlangt werden, damit dieser Planet ein Ort bleibt, wo Menschen wohnen können.«⁴

Hannah Arendt

Good Friday nennen die Amerikaner den Karfreitag. Ist dieser Tag ein guter Freitag? Für wen? ChristInnen erinnern an diesem Tag den Foltertod Jesu von Nazareth, des jüdischen Wunderheilers und reformerischen Unruhestifters, an den sie als an ihren heilenden und befreienden Retter glauben.

Nach den neutestamentlichen Schriften praktizierte er – über religiöse, moralische und Statusgrenzen hinweg – Gemeinschaft mit verachteten und ausgegrenzten Menschen. Damit provozierte er die Mächtigen der Religion, des Staates und der Besatzungsmacht so sehr, daß sie gemeinsam und mit Unterstützung der Mehrheit seine Folterung und seine Todesstrafe beschlossen und vollstreckten.

Drei Tage nach seinem Tod machten diejenigen, die ihn begleitet hatten, eine Erfahrung, die sie in ihrer Verzweiflung über seinen Tod und sein Scheitern wieder aufrichtete. Nach ihren Aussagen begegneten sie dem Gekreuzigten, der nach seinem Tod auf neue Weise lebte, er kam zu ihnen und veränderte ihr Leben. Ihre Verzweiflung über die Macht des Bösen verwandelte sich in die Hoffnung und die Zuversicht, daß das Böse mit seiner Hilfe besiegt werden könnte; aus ihrer Angst vor der Zukunft wurde Mut, aus dem Gefühl ihrer Ausweglosigkeit neue Kraft. In ihren Augen hat sich der christliche Gott dem Bösen liebend entgegengestellt und es so überwunden, ging Jesus Christus mitten in das Böse hinein und fiel ihm zum Opfer. Daß er dennoch neu lebt, heißt aus christlicher Perspektive, daß Gott die Macht des Bösen, der »Sünde«, des Todes gebrochen hat, daß er nun lebend bei allen ist, die leiden. An einer Stelle sehen ChristInnen den Kreislauf des Bösen unterbrochen. Das gibt ihnen Anlaß zur Hoffnung, daß es wieder geschehen kann.

Deshalb betrachten sie Karfreitag, den Hinweis auf Ostern als »Good Friday«, als Tag der Hoffnung für die Welt, daß schon jetzt für immer mehr und am Ende für alle nicht das Böse, sondern die Liebe und das Leben das letzte Wort haben statt Gewalt, Mord, Tod, Krankheit, Haß, Gleichgültigkeit.

Das Böse und das christliche Menschenbild

»Homo simul iustus et peccator«⁵

Martin Luther

Im christlichen Menschenbild werden zwei Seiten des Menschen sichtbar, die zusammengehören. Die eine besagt, daß alle Menschen einschließlich der christlich Glaubenden am Bösen teilhaben und Böses tun. Die andere besagt, daß Gott jede einzelne und jeden einzelnen trotzdem und gerade in diesem Dunklen, in den Schwächen, Nöten, Ängsten und Versagen ganz liebt.

ChristInnen erfahren Gott so, daß er das Böse in ihnen und anderen aufbricht, daß er sie von dem Bösen entlastet, das sie tragen. Sie müssen

ihm nicht mehr allein wehren. Diese Liebe befähigt sie, das Böse in sich anzuschauen und neu mit dem Guten anzufangen.

Luther nannte diese Wirkung der Liebe Gottes, die er während seiner Studien des Römerbriefes von Paulus entdeckte, »Rechtfertigung«, weniger juristisch und näher an den biblischen Quellen wäre wohl: »Zurechtbringen«, »(ge)recht machen«.

Daß Menschen gerechtfertigt sind, bedeutet für ChristInnen, daß Gott ihnen liebend begegnet, obwohl sie böse handeln, obwohl sie ihre eigenen Lebenschancen und die anderer vernichten, obwohl sie häßlich, krank, schwach und ängstlich sind und sich teilweise davon bestimmen lassen. Angesichts dessen, daß Menschen nicht der Tragik entfliehen können, dem schädigenden Bösen Raum zu geben, sehen ChristInnen durch diese Liebe Menschen davor gerettet, sich immer wieder und immer tiefer endgültig in das Böse zu verstricken. Daher betrachten sie alle Menschen als zutiefst liebebedürftig. Sie unterscheiden prinzipiell zwischen der Person auf der einen Seite und ihren Taten und ihren Untaten auf der anderen Seite. Kein Mensch darf mit dem Bösen als »der« oder »die Böse« identifiziert werden; kein Mensch darf getötet werden; jeder und jedem ist die Möglichkeit zuzugestehen, daß sie und er sich verändern könnte. Diese Betrachtungsweise hat große praktische Relevanz. Sie erhebt prinzipiell Einspruch gegen die Todesstrafe. Auch Menschen, die schwerste Verbrechen begangen haben, können aus dieser Liebe nicht entlassen werden, allerdings wird von ihnen erwartet und ihnen zugetraut, daß sie ihre Verantwortung für die Taten erkennen und die Konsequenzen übernehmen.

Dieser Erkenntnis haben auch christliche Kirchen vielfach zuwider gehandelt. In der Geschichte der christlichen Religion wurden Frauen in besonderer Weise mit dem Bösen identifiziert und für das Böse verantwortlich gemacht. Eva galt als das Einfallstor der Sünde in die Menschheit, weil sie als erste von der verbotenen Frucht im Garten Eden aß. Alles was angeblich Weiblichkeit repräsentierte, Sinnlichkeit, Sexualität, Körperlichkeit, Gefühle, Natur, Materie und »Anderes« wurde eher dem Bösen und der Sünde zugeordnet und mußte daher beherrscht werden, während das symbolisch Männliche der Geist, die Vernunft, das Wissen, die Ordnung, das Gesetz, »das Normale« näher beim Göttlichen angesiedelt wurde. Ihm kam die Herrschaft über das Weibliche zu. Einen historischen Höhepunkt fand diese Situierung des Bösen im Weiblichen in den Hexenverfolgungen. Wie sehr die Kirchen in das Tun von Bösem verwickelt sind, zeigt ihre aktive Beteiligung an den Hexenprozessen. Theologen identifizierten Frauen aus angeblich theologischen Gründen mit dem Bösen und lieferten sie damit dem Todesurteil aus.

Was bedeutet das »gerecht und sündig zugleich« für Individuen? Wenn eine Person aus der Erfahrung lebt, daß ihr – insbesondere vermit-

telt durch christlich gedeutete menschliche Liebes- und Glücksmomente und vermittelt durch den gottesdienstlichen Zuspruch der Liebe Gottes in der Verkündigung sowie im Genuß der Sakramente – die liebende Zuwendung Gottes zuteil wird, wird ihr ermöglicht, sich selbst auch in ihren Tiefen und in ihrem Dunklen liebend anzuschauen, sich zu verzeihen und neu anzufangen. In diesem Sinn kann der christliche Glaube eine therapeutische Wirkung haben. Menschen üben den Blick Gottes auf sich selbst, sie können beginnen, sich zu lieben wie sie sind, mit ihren Schwächen, ihren Ängsten, ihren Unvollkommenheiten und ihrer Schuld. Gerade dadurch werden sie nicht mehr darauf fixiert. Ohne dies als ihr »Altes« vor sich und anderen verbergen zu müssen, können sie nun Verhärtungen lösen, Neues probieren. Die Erfahrung, daß das eigene Dunkle, das eigene Versagen, das eigene Böse nicht zum Liebesentzug führt, sondern Liebe auf sich zieht, befreit die Person somit davon, die eigene Liebenswürdigkeit stets erkämpfen und beweisen zu müssen.

Durch die Liebe Gottes sehen sich ChristInnen zur Selbstliebe und zur Liebe anderer bewegt. Zugleich aber erkennen sie sich als noch immer am Bösen Beteiligte. Sie sind zwar »neue Menschen« geworden, jedoch nicht in dem Sinn, daß sie nun nichts mehr mit dem Bösen zu tun haben, daß sie nur noch gut, vollkommen, heilig und rein leben. Das wäre eine Illusion, die schon biblisch abgewehrt wird,⁶ die aber nicht selten in der Geschichte des Christentums dazu geführt hat, andere vermeintlich weniger Vollkommene als Heiden, KetzerInnen, feministische Theologinnen oder andere »Andere« auszugrenzen und zu entwürdigen. Ihrem Selbstverständnis nach sind ChristInnen zugleich SünderInnen wie alle Menschen.

Somit erscheint in der theologischen Anthropologie eine Widersprüchlichkeit zwischen einem erneuerten, »guten« Leben und einem »alten«, sündigen, »bösen« Leben wie auch eine innere Spannung im erneuerten Leben. Nicht alles im »neuen« Leben entspricht schon der Befreiung aus den »alten« Zwängen und Mustern, noch immer verhindern Ängste, Gewohnheiten und Bequemlichkeit sowie Einbindungen in überpersonale strukturelle Zusammenhänge, daß ein Christenleben tatsächlich die Liebe, die Heilung und die Befreiung ausstrahlt, aus der es seine Kraft bezieht.

Kann damit das christliche Menschenbild als pessimistisches qualifiziert werden? Ich denke, daß dies nur von dem Standpunkt aus zu behaupten wäre, alle Menschen seien ausschließlich gut. Naiver Optimismus wie resignativer Pessimismus aber sind christlicher Anthropologie unangemessen.

Denn auch der Weltanschauung eines universalen und unentrinnbaren Verblendungszusammenhangs wird widersprochen. Daß zwischen Begehren und Lust nur Scheitern, aber keine Liebe möglich ist, daß Fürsorge in die Verobjektivierung des Anderen umschlagen muß, daß

Vergewaltigungsoffer nicht fähig zu selbstbestimmter freier Sexualität werden können, daß Konkurrenzsituationen zwangsläufig auf die machtvolle Durchsetzung der einen und die Vernichtung der anderen Position hinführen, diese alltäglichen Abläufe werden ChristInnen nicht als »Logiken«, »Sachzwänge« und als das einzig mögliche »notwendige« anerkennen können. Weder die Haltung eines naiven positiven Denkens noch die einer auf Dauer gestellten unverstandenen Skepsis beschreiben den christlichen Blick auf Menschen adäquat. Sowohl die faktische menschliche Beteiligung am Bösen wie die von Gott gegebene Bestimmung und Befähigung zum guten, von der Liebe geleiteten menschlichen Leben konstituieren das christliche Menschenbild.

Die Chancen des Handelns gegen das Böse zwischen Überforderung und Gleichgültigkeit

»Es gibt keine theoretische Lösung des Geheimnisses des Leidens und des Bösen, aber es gibt ein weites Feld verantworteten Handelns zur Überwindung dessen, was die Menschenwürde ... zunichte macht. Hin und wieder ist solches Handeln erfolgreich und gewährt bruchstückhafte Erfahrungen der Erlösung. Vorahnungen menschlichen Lebens, in dem das Leiden und das Böse überwunden sind. Das Licht dämmert, die Tränen werden getrocknet, ein neues Moment im Leben hebt an.«

*Elisabeth A. Johnson*⁷

ChristInnen schätzen die Macht des Bösen als so gewaltig ein, daß Menschen allein die Welt nicht vom Bösen befreien können. Daher stehen sie optimistischen politischen, pädagogischen und geschichtsphilosophischen Programmen skeptisch gegenüber, die noch immer an einen irreversiblen moralischen Fortschritt glauben. Gesetze, Gebote und gute Vorsätze, deren Existenz ja schon auf die Erkenntnis des Bösen reagiert, reichen nicht aus, um die Macht des Bösen zu bannen.

Andererseits verfallen sie nicht in eine permanente Resignation angesichts der Gewalt des Bösen, weil sie zumindest punktuell die Erfahrung machen, daß sie in ihrem bruchstückhaften Angehen gegen das Böse nicht allein sind und daß sich manchmal Gutes durchsetzt.

Die christliche Bitte, »erlöse uns von dem Bösen« weiß von der Überwindung des Bösen in Jesus Christus, von Gottes Beistand für die Opfer des Bösen, und von der Verheißung, daß es am Ende der Zeit doch klein begeben muß, daß dann alle Tränen abgewischt, aller Tod, alles Leiden, alles Schreien und aller Schmerz beendet und »alles neu« sein wird.⁸

Die Bitte impliziert, daß auch ChristInnen noch unter und am Bösen leiden. Sie ist weder so zu verstehen, als gäbe sie das Recht, nichts mehr gegen das Böse tun zu müssen, noch so, als seien die Betenden ein für allemal davor geschützt, sich am Bösen zu beteiligen und Böses zu tun.

Vielmehr wäre es ihre Aufgabe, entlastet von der Überforderung, allein dem Bösen wehren zu müssen, ihre Kräfte mit anderen für eine humanere Welt einzusetzen.

Die adäquaten Formen dafür müssen in konkreten Situationen gefunden werden. Die Klage und das Benennen des Bösen, unter dem Menschen leiden, gehören dazu, ebenso wie das Einüben und öffentliche Anerkennen von »gutem«, moralischem Handeln in Situationen, in denen es bequemer wäre, tendenziell menschenverachtende Gewohnheiten und Strukturen beizubehalten. Menschen können nur widerständig dem menschlich zu verantwortenden Bösen gegenüber werden, wenn sie ihre persönlichen Spielräume privat und öffentlich wahrnehmen. Das setzt voraus, daß öffentlich und privat darüber diskutiert wird, was »alle« für »gut« halten, und wie dies zu realisieren wäre.

In unserer Gesellschaft scheint mir besonders dringend, daß Kinder und Jugendliche, und insbesondere ausländische Kinder und Jugendliche die Erfahrung machen können, geliebt und privat wie öffentlich anerkannt zu werden, einschließlich dessen, daß ihnen ein relevanter Ort in dieser Gesellschaft zugestanden wird, an dem sie eigene Kompetenz einbringen und Verantwortung übernehmen können. Schul- und Berufsausbildung können dafür nicht mehr als eine Voraussetzung bilden. Wie sonst können sie lernen, daß es gut für sie selbst (und für andere) sein kann, statt sich durch das Böse faszinieren zu lassen und dem Kitzel verbotener Gewalt nachzugehen, menschenfreundlich zu handeln?

»Süßer Tag, an dem das Selbstverständliche
sich von selber versteht, im großen und ganzen!
Was für ein Triumph, Cassandra,
eine Zukunft zu schmecken, die dich widerlegte!
Etwas Neues, das gut wäre.
(Das Gute Alte kennen wir schon ...)«
Hans Magnus Enzensberger

»... erlöse uns von dem Bösen !«

Anmerkungen

- 1 In den Gottesreden wird zugleich deutlich, daß Gott Hiob nicht nur Recht gibt, sondern auch widerspricht, und daß Hiob dies auch einsieht. Er erkennt, daß Gott zwar zugelassen hat, daß er leidet, daß er aber die größeren Chaosmächte, die in der zweiten Gottesrede (Kapitel 40 und 41) auftauchen, durchaus in ihre Grenzen weist. Vgl. dazu Jürgen Ebach, Streiten mit Gott, Hiob, 2 Bände, Neukirchen-Vluyn 1995/6, besonders Band 2, 118-169.
- 2 Aus: »Angel of Death« der Rockgruppe Slayer, von der CD »Reign In Blood«.
- 3 Allerdings bezeichnete noch Reagan die Sowjetunion in den achtziger Jahren als Reich des Bösen.
- 4 Hannah Arendt, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München 1986, 326; 278.
- 5 Der Mensch, »gerecht (gemacht) und sündig zugleich«. Martin Luther, Vorlesung über den Römerbrief 1515/16, hg. von H.H. Borchardt und G. Merz, München 1965, 245 u.ö..
- 6 »Haben wir einen Vorzug? Ganz und gar nicht. Es ist keiner gerecht, auch nicht einer, es ist keiner, der verständig ist, es ist keiner, der Gott mit Ernst sucht, ... es ist keiner, der Gutes tut, es ist auch nicht einer.« Brief des Paulus an die Römer 3,9-12. »Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.« Evangelium des Johannes 8,7.
- 7 Elisabeth A. Johnson, Ich bin, die ich bin. Wenn Frauen Gott sagen, Düsseldorf 1994, 364.
- 8 Offenbarung des Johannes 21, 4

Literatur

- Hannah Arendt, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München 1986
- Jürgen Ebach, Streiten mit Gott, Hiob, 2 Bände, Neukirchen-Vluyn 1995/6
- Hans Magnus Enzensberger, Die Gedichte, Frankfurt am Main 1983
- Elisabeth A. Johnson, Ich bin, die ich bin. Wenn Frauen Gott sagen, Düsseldorf 1994
- Martin Luther, Vorlesung über den Römerbrief 1515/16, Ausgewählte Werke hg. von H.H. Borchardt und Georg Merz, München 19653

Forum

Bücher

■
*Seidler, G.H. (Hg.) (1996):
 Hysterie heute. Metamorphosen
 eines Paradiesvogels. 213 Seiten
 48,- DM, Enke Verlag*

Dieses Buch gibt den gegenwärtigen Stand des Diskurses zur Hysterie aus weiblicher und männlicher Sicht wieder. Es ist eine Sammlung von Beiträgen erfahrener Kliniker über ihre jeweils spezifischen Forschungen am Krankheitsbild der Hysterie und insofern ein Buch, das eine nach 100 Jahren groß gewordene Lücke schließt. Nicht, daß es inzwischen keine Veröffentlichungen zu Wandlungen des Hysteriebegriffs gegeben hätte, meist jedoch mußte der Paradiesvogel dabei erheblich Federn lassen. Die Vielfältigkeit der Beiträge in Seidlers Buch erhält ihm seine schillernde Farbigkeit, obgleich er wissenschaftlicher Untersuchungen unterzogen und mit kritischer Genauigkeit betrachtet wird. Die immer wieder vorzufindende Rückbezüglichkeit auf den Freudschen Hysteriebegriff und seine – trotz aller kritischer Infragestellungen – beeindruckenden Fallberichte tragen dazu bei, daß ein neues umfassenderes Verständnis wirklich wachsen kann.

In den ersten Beiträgen von S.O. Hoffmann und A. Eckhardt geht es um Diagnostik und Symptomatologie. Besondere Berücksichtigung findet das immer wieder irritierende Auftre-

ten von Dissoziation, ihre klinische Phänomenologie, Ätiologie und Psychodynamik. Des weiteren unternimmt U. Rupprecht-Schampera einen interessanten Versuch, »das klassische Forschungsobjekt der Psychoanalyse« mit neueren Theorien, insbesondere solchen der frühen Triangulierung kompatibel zu machen. Symptome und Abwehrmechanismen erscheinen in neuem Licht, die (phantasierte) ödipale Szene z.B. als (Pseudo-)Separationsversuch.

Beachtenswert ist insbesondere auch Seidlers Betrachtung der Hysterie im Rahmen seiner »Alteritätstheorie«, in der der differenzierten Entwicklung des Schamerlebens und des selbstreflexiven Niveaus besondere Bedeutung zukommt. Seidler, der die Hysterie als »Identitätsstörung auf Ganz-Personen-Niveau« bezeichnet, befaßt sich auch mit den Konsequenzen für die psychoanalytische Therapie als deren Ziel er folgerichtig »die Integration verschiedener Dissoziationsstränge in eine selbstreflexive Figur« benennt, wodurch dann zuvor nicht verfügbare Affektdispositionen zugänglich werden. St. Mentzos, dessen Konzept hysterischer Inszenierungen das inzwischen wohl bekannteste ist, fokussiert in seinem Artikel auf die Affektualisierung von Hysterikern und setzt sich mit den hierbei relevanten Affekttheorien auseinander.

Bei A. Kraus geht es dann wiederum um Fragen der Identitätsbildung von melancholischen und hysterischen Persönlichkeiten, bei D. Sigmund um solche der Differentialdiagnostik von hysterischen Pseudopsychosen.

Einen interessanten, wenn auch in-

zwischen bereits öffentlich kritischer Betrachtung¹ unterzogenen Beitrag zu Zusammenhängen zwischen hysterischer und weiblich-adoleszenter Entwicklung gibt V. King. Aus Freuds »Bruchstück einer Hysterie-Analyse« holt sie das »Bruchstück einer Hysterie-Analyse« hervor, um sich dann theoriegeleitet mit Ähnlichkeiten und Unterschieden hinsichtlich der Bewältigung der zentralen Aufgabe der Integration von Sexualität und genitaler Leiblichkeit auseinanderzusetzen.

B. Boothe konzentriert sich auf die Besonderheiten der männlichen Hysterie. Sie verdeutlicht auf die ihr eigene sensible Weise anhand von Fallberichten und dem literarischen Beispiel des Felix Krull von Thomas Mann hierfür spezifische Beziehungsmuster.

Zum Schluß rundet H. Gress das Buch ab mit einem Beitrag über die soziale Botschaft der Hysterie in ihrem Wandel von Freud bis heute.

Es ist deutlich geworden: Ein komprimiertes, äußerst reichhaltiges und interessantes Buch, das »die alte Hysterie« würdigt und sie dennoch auf vielschichtige Weise neu interpretiert.

Anmerkung

- 1 s. Streeck-Fischer A.: Dora, weibliche Adoleszenz und die »anstößige« Beziehung. In: Forum der Psychoanalyse Bd. 13, Heft 4, Dez. 1997, S. 294-311

■
Astrid Kloth, Sulzburg

■
*Köpp W., Jacoby, G.E. (Hg.)
(1996): Beschädigte Weiblichkeit.
Eßstörungen, Sexualität und
sexueller Mißbrauch. 144 Seiten,
34,- DM, Asanger Verlag*

Die Häufigkeit von Eßstörungen im westlichen Kulturraum und ihr Überwiegen beim weiblichen Geschlecht – was in diesem Buch statistisch differenziert belegt wird – wirft Fragen nach der Kulturgebundenheit dieser Störungen auf. Die Hypothese, daß die betroffenen Frauen unbewußt eine Pathologie zum Ausdruck bringen, die eigentlich die Pathologie der Gesellschaft, in der sie leben, ist, bildet einen Fokus, um den herum sich zehn Beiträge verschiedener Autoren ranken. Dennoch ist es kein theoriegeleitetes Buch, sondern im Gegenteil ein eher praxisnahes. So beinhaltet es u.a. differenzierte Fallberichte aus der stationären und ambulanten Psychotherapie, einen autobiographischen Bericht und eine für sich sprechende Darstellung von Erfahrungen der Notgruppe für vergewaltigte und mißhandelte Frauen.

Das Buch ist in drei Themenbereiche aufgeteilt. Im ersten Teil »Identität und Weiblichkeit« findet sich auch ein im Rahmen der Theoriediskussion interessanter Beitrag von A. Ebrecht zum »Unbehagen an der Weiblichkeit«. Die Autorin setzt sich anhand verschiedener neuerer psychoanalytischer Theorien (Bion, Wurmser, Battegay u.a.) mit Fragen nach der Verbindung von weiblicher Entwicklung und der Entwicklung von Aggressivität als strukturbildendem bzw. kulturstiftendem Element auseinander. Sie kommt dabei zum Schluß, daß dann,

wenn diese Verbindung verneint wird, z.B. die Magersucht als kulturgebundenes Syndrom auftritt, als Träger einer destruktiven kulturellen Genealogie von Frauen, die dann wie »Rachegöttinnen der Kultur« erscheinen, sich selbst und die Männer verfolgend.

Im zweiten Teil »Eßstörungen und sexueller Mißbrauch« geht es anhand empirischer Daten und der erwähnten Berichte um die Bedeutung sexueller Mißbrauchserlebnisse und/oder körperlicher Gewalterfahrungen auf die Entstehung und den Verlauf von Eßstörungen sowie die Auswirkungen auf die Therapie.

Ein dritter Teil, »der therapeutische Prozeß«, zeigt Besonderheiten von psychoanalytischen Behandlungen eßgestörter Frauen sowohl hins. des Settings als auch der Übertragungs-Gegenübertragungsdynamik.

Insgesamt betrachtet handelt es sich um eine Zusammenstellung, die dem mit der Thematik »Beschädigte Weiblichkeit« wenig vertrauten Lesern einen ersten Zugang vermitteln kann. Bereits informierte und auch mehr theorieinteressierte Leser werden eher enttäuscht bleiben und sich mit dem umfassenden Literaturverzeichnis zufriedengeben bzw. weiterorientieren müssen. Wer Informationen und Anregungen für seine therapeutische Arbeit braucht, kann etwas finden.

■
Astrid Kloth, Sulzburg

■
Menaker, E. (1997): Schwierige Loyalitäten. Psychoanalytische Lehrjahre in Wien 1930-1935. 203 S., 38,- DM, Psychosozial-Verlag

Dieses Buch ist ein sehr persönliches und gleichzeitig psychoanalytisch-geschichtliches Dokument. Die Autorin vermittelt auf sensible Weise anhand ihrer eigenen Erfahrungen die Atmosphäre, in der in jener politisch und wirtschaftlich schwierigen Zeit psychoanalytische Ausbildung am Wiener Institut stattgefunden hat. Es ist die Geschichte von viel Dissonanz zwischen Hoffnungen und Erwartungen und der Realität der Persönlichkeiten, der psychoanalytischen Organisation und der Wiener Kultur der dreißiger Jahre.

E. Menaker beschreibt, wie sie zusammen mit ihrem Mann Bill 1930 aus den Vereinigten Staaten, von wo aus beide bereits den Beginn ihrer Lehranalysen vereinbart hatten, nach Wien zur psychoanalytischen Ausbildung kam, die damals nur in Europa möglich war. Ein solches Experiment brauchte viel Idealismus, einen Idealismus, von dem sie später sagen mußte, daß er »an der falschen Stelle plazierte« war, denn sie fühlte sich eingehüllt in eine »Stimmung von Zynismus«, die auch die psychoanalytische Welt ergriffen hatte. Sie beklagt, daß der Zusammenstoß zwischen den unterschiedlichen Haltungen, Einstellungen und Werten nicht in ihrer geschichtlichen und kulturellen Dimension verstanden werden konnte und so zu Enttäuschung und Desillusionierung führen mußte. Wenngleich man sagen kann, daß Enttäuschung und

Desillusionierung psychoanalytischer Arbeit immanent ist – wie anders könnten regressive Prozesse zur Auflösung kommen – ist doch die von der Autorin beschriebene spezifisch einschüchternde Atmosphäre, die Theorieverhaftetheit und Gläubigkeit der PsychoanalytikerInnen des Wiener Instituts erschreckend. Man erfährt viel von Entmutigung, von Mangel an Neugier auf Anderes und Fremdes bis hin zu Ablehnung und Nichtwahrnehmen, von wenig Platz für den freien und kreativen Ausdruck eigener Gedanken, Ideen und Gefühle.

Dieses Buch, das vielleicht auch einer späten Aufarbeitung des damals Erlebten dient, ist – trotz allem – keine pauschale Verurteilung, sondern differenziert feinfühlig auch bereichernde Erfahrungen heraus, die an einzelne Persönlichkeiten und ihre eigenen Lebensumstände geknüpft sind. So erfährt man von A. Freud als Analytikerin von E. Menaker und als Lehrerin sowie von H. Deutsch als

Analytikerin ihres Mannes, aber auch von anderen, wie E. Erikson, W. Hoffer, H. Nunberg etc. und ihrem persönlichen wie psychoanalytischen Leben. Die Bilder, die sich beim Lesen dem inneren Auge auftun, werden durch eingefügtes fotografisches Material vervollständigt.

Wer sich für die Geschichte der Psychoanalyse interessiert, sich mit dieser auseinandersetzt, findet mit diesem Buch einen unerläßlichen Beitrag. Nur schade, daß es erst jetzt erschienen ist, in einer Zeit, wo »die Legenden« innerhalb psychoanalytischer Organisation, wie P. Roazen sie in seinem Vorwort benennt, Gefahr laufen, mißbraucht zu werden für politische Zwecke und nicht mehr nur ihrer Inhalte wegen genutzt werden. Diese aber insbesondere sind es, die diesem Buch den Stellenwert eines geschichtlich-psychoanalytischen Dokuments geben, das für heutige PsychoanalytikerInnen identitätsstiftende Bedeutung haben kann. ■

Astrid Kloth, Sulzburg

Hinweise auf Bücher

■
Shay, Jonathan (1998): Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust. Hamburger Edition. Hamburg 1998

Dieses wichtige Buch untersucht und analysiert die Schäden, die der Krieg im Menschen anrichtet, indem er die Erlebnisse der Betroffenen mit jenen der Kämpfer der Ilias vergleicht. Die Patienten des amerikanischen Psychiaters Shay leiden an posttraumatischen Störungen; die Ilias beschreibt,

wie Achill aus Trauer über den Tod seines Freundes Patroklos zum »Berserker« wird. Shay weist nach, daß es sich beim PTSD-Syndrom und dem Geschehen in der griechischen Mythologie um dasselbe Phänomen handelt. Ähnliches können auch die Betreuer von Kriegsoffizieren in Bosnien berichten. Die Zerstörung von Menschen durch Krieg ist physisch und psychisch zu allen Zeiten die gleiche. Das Trauma hat archetypische Ausmaße und führt zum Verlust der Ge-

borgenheit in dieser Welt. Shays Buch ist eine präzise Analyse des Krieges als Zustand der Gesellschaft, in der wir leben und lebten, eines Zustandes, der immer wieder von uns selbst herbeigeführt und provoziert wird, um die Betroffenen immer wieder aufs neue zu vernichten. ■

Doris Cech, Wien

■
Safranski, Rüdiger (1997): Das Böse oder das Drama der Freiheit. Hanser. München -Wien

Trotz aller Aufklärungen läßt sich das Böse nicht aus der Welt schaffen. Im Gegenteil: Gerade am Ende des Jahrhunderts hat sich der verleugnete Schatten über alle Bemühungen gelegt, eine gerechte, gute Gesellschaft zu verwirklichen. Jede unterzeichnete Friedens-Resolution bringt neue Kämpfe in Rwanda, Irland, im Kosovo und an hundert anderen Orten der Welt. Woher diese Resistenz der »Dämonen«? Der Autor geht zu den Ursprüngen unserer Zivilisation zurück, zu den Mythen und begleitet von dort aus die unheimliche Karriere des Bösen bis in unsere Zeit. Er erkennt: Das Böse wird man nicht los, es gehört zu uns. Indem wir es verleugnen und verdrängen, machen wir es erst mächtig. Indem wir uns seiner Herr/Frau glauben, lacht es über uns und überfällt uns aus dem Hinterhalt. Was schon der Psychoanalytiker Alfred Ribi in seinem Buch »Wohin mit unseren Dämonen?« humorvoll und treffend beschrieben hatte, findet bei Safranski seinen historischen Hintergrund. Ein philosophischer Essay, der niemals langweilig wird und der uns einlädt

nach dem »Bösen in uns« zu fragen und ihm auf die Schliche zu kommen, bevor es von uns in Form von Projektionen Besitz nimmt. ■

Doris Cech, Wien

■
Ehrenreich, Barbara (1997): Blutrurale. Ursprung und Geschichte der Lust am Krieg. Kunstmann. München

Keine der herkömmlichen Theorien reicht aus, um die Faszination kriegerischer Gewalt zu erklären, noch die komplexen Gefühle, die Menschen dazu bringen, sie als etwas Erhabenes, als quasi religiöses Ritual in Szene zu setzen. Von den Steppen des prähistorischen Afrika bis zur Operation »Wüstensturm«, von den Menschenopfern der Inkas bis zu den nationalen Kriegen unseres Jahrhunderts reicht der Bogen, den die Autorin spannt. Und auch hier sind es vor allem die Opferrituale des magischen Zeitalters des Menschen, die neue Hinweise liefern: Der Mensch agierte in ihnen seine Angst aus, selbst übermächtigen Feinden zu erliegen. Eine Angst, die er noch aus der Zeit bewahrt hat, als er selbst vor allem Beute und Opfer war und noch nicht Aggressor. Die zahlreichen Quellen aus Religion, Psychologie, Ethnologie und Geschichte, die Barbara Ehrenreich benutzt, kreisen alle um ein Thema: Die Gefühlsinszenierungen der Gewalt. Um sie verstehen zu können, müssen wir uns unseren Schatten stellen, unseren eigenen Emotionen im Zusammenhang mit Gewalt und Krieg, Haß und Vorurteil. Durch Leugnung oder Pseudo-Rationalisie-

rung wird nichts gelöst, im Gegenteil, die nicht anerkannten Gefühle gewinnen Macht über uns und hetzen uns

wohin sie wollen – immer wieder auch in den Krieg. ■

Doris Cech, Wien

Auswahlbibliographie zum Thema

Einführende Literatur

■
Pieper, A. (1997): Gut und Böse. Beck'sche Reihe. C.H. Beck, München.

128 kleine Taschenbuch-Seiten geben eine verständliche Einführung ins Thema.

■
Schulte, Ch. (1991): radikal böse. Die Karriere des Bösen von Kant bis Nietzsche. Wilhelm Fink V. München, 2. Aufl.

Ursprünglich als Dissertation verfaßt ist das 375 S., starke Buch bei der Gewichtigkeit seines Themas erstaunlich gut lesbar, verständlich, zuweilen sogar unterhaltsam. Es befaßt sich in erster Linie mit Kants »Über das radikale Böse in der menschlichen Natur«, erstmals 1792 erschienen, in zweiter mit dessen Rezeption und Kritik durch Baader, Schelling, Hegel, Kierkegaard und Nietzsche. Das abschließende Kapitel, die »Suche nach einer modernen Theorie des Bösen«, zeigt die Aktualität der Abhandlung.

■
Safranski, R. (1997): Das Böse oder Das Drama der Freiheit. Hanser München

Safranski schlägt einen größeren Bogen – von Hesiods Götterinferno bis zu Freuds Todestrieb. Derzeit bewegen wir uns vom Rousseauismus zum Biologismus. Auch Safranski ist wesentlich Kantisch geprägt. – Religion als fundamentale Bejahung, daß wir in der Welt sind, ist für uns als »Genies der Verneinung« nötig. Das Sachbuch ist allgemeinverständlich und bringt die Fülle religiöser, philosophischer, literarischer und psychologischer Theorien zum Bösen der Leserin in aktualisierter Form nahe.

Klassiker

■
I. Kant (1997): Über das radikale Böse in der menschlichen Natur (1792), Werkausgabe Bd. 8, Suhrkamp, Frankfurt, 665-705

Nur um der königlich preußischen Zensur zu entgehen erschien die Schrift 1793 unter anderen in einer Monographie unter dem Titel: »Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft«. Die Zensur kam ihm dennoch – 1794 – auf die Schliche. Dank Friedrich Wilhelm II gehört die Schrift bis heute zu den unterbelichteten Kants und wird zu Unrecht un-

ter seine Religionsphilosophie subsumiert. Das Böse entspringt der Vernunft, nicht den Sinnen. – Seit Kant hätten wir es wissen können. Die Lektüre ist auch für Nicht-Philosophen möglich. Eine Lesehilfe ist zu empfehlen, z.B. Schulte 1991 (s.o.).



*Goethe, J. W. von: Faust (1797).
C.H. Beck München, 16. Aufl.
1996*

Faust und Mephisto laden bis heute zu überraschenden Entdeckungen ein.



*Nietzsche, F.: Jenseits von Gut
und Böse. Sämtliche Werke.
Kritische Studienausgabe Bd. 5,
dtv/de Gruyter Berlin 1988*

Was Kant uns nicht lehrte, führte Nietzsche fort: Die Ethik ist relativ. Sie wird von den Herrschenden nach ihrem Nutzen geschaffen. Ihre Logik mag in sich folgerichtig sein, aber worauf bezieht sie sich?



*Arendt, H.: Eichmann in
Jerusalem. Ein Bericht von der
Banalität des Bösen. Piper
München 1973/1987*

Der Prozeß gegen Adolf Eichmann fand 1961 in Jerusalem statt. Hannah Arendt verfolgte ihn und schrieb fünf Essays für den New Yorker. Von da an hatte sie viele Feinde mehr. Die Diskussion um die »Banalität des Bösen« hält bis heute an.

Holocaust



*Browning, Ch.: Ganz normale
Männer. Das Reserve-Polizei-
bataillon 101 und die »Endlö-
sung« in Polen.*

Rowohlt Hamburg 1994/1996

125 gerichtliche Vernehmungsprotokolle der Reservisten aus den 60er Jahren und 210 Vernehmungsprotokolle von Angehörigen waren die Hauptquelle des Historikers, der minutiös recherchierte, wie 1942 aus Polizeireservisten »berufsmäßige Mörder« wurden. »Wie die Geschichte des Reserve-Polizeibataillons 101 zeigt, wurden Massenmord und Alltagsroutine schließlich eins.«



*Hilberg, R.: Täter, Opfer,
Zuschauer. Die Vernichtung der
Juden 1933-1945. S. Fischer
Frankfurt 1992/1997*

Raul Hilberg ist einer der bewandertsten Forscher der Archive zum Holocaust. Übersichtlich und prägnant beschreibt er hier die bekannten, aktiven Täter, aber auch Berufsgruppen (Ärzte und Juristen) und aktive Unterstützer (ausländische Regierungen, ausländische Freiwillige); die Opfer treten aus ihrer Gestaltlosigkeit, und die Zuschauer erwiesen sich zuweilen als passive Helfer, bereitwillige Nutznießer oder Profiteure.

■
Sofsky, W.: Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager. S. Fischer Frankfurt 1993/1997

Ergebnis der Untersuchungen des Soziologen, Politologen und Philosophen ist das Konzentrationlager als »Laboratorium der Gewalt«. Sofsky hat anhand von Häftlingsberichten und mit Hilfe bisheriger Quellenstudien und Untersuchungsergebnissen die Entwicklung der KZs zu immer perfekteren Zerstörungsinstitutionen beschrieben. Die Insassen der Konzentrationslager wurden systematisch vernichtet: in ihrem Zeit- und Raumleben, ihrer Identität und in ihrem Weltbezug.

■
Welzer, H.; Montau, R.; Plaß, Ch.: »Was wir für böse Menschen sind«. Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen. edition diskord Tübingen 1997

Biographische Interviews und Gruppendiskussionen sind die Grundlage dieses Bandes. Die Autoren fokussieren auf die Gespräche zwischen Großeltern und Enkeln; auf das, was und wie aus den Jahren 1933-1945 erzählt wird. »Vergangenheitsbewältigung« ist eine künstliche Erwartung gegenüber dem erlebten Leben zwischen Alltag, eisernem Kreuz, Kameradschaft und Judenmord.

■
Finzen, A.: Massenmord ohne Schuldgefühl. Die Tötung psychisch Kranker und geistig Behinderter auf dem Dienstweg. Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie Verlag Bonn 1996.

Wie die T4-Aktion organisiert und als »Vorübung« zur Vernichtung der Juden durchgeführt wurde, beschreibt Finzen am Beispiel des Landeskrankenhauses Wunstorf bei Hannover. Er hält es »für angebracht, uns mit der beklemmenden Vorstellung zu konfrontieren, daß Gewissen und Schuldgefühl im Zeitalter der religiösen und moralischen Säkularisierung möglicherweise zu einer Frage des Zeitgeistes geworden sind«.

■
Friedländer, H.: Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung. Berlin Verlag, Berlin 1997.

Finzens Annahme der Ermordung, zuerst psychisch kranker Juden und – schon systematischer – der psychisch Kranken und geistig Behinderten als »Vorübung« für den Genozid, bestätigt Friedländer in seiner umfassenden Untersuchung des Mordes an Randgruppen, Sinti, Roma und Juden. Aus der Anfangsidee der Eugenik wird eine immer systematischer geplante und organisierte Tötungsmaschinerie, die in die »Endlösung« mündet.

Der böse Mann



*Keller, N.O.: Die Trostfrau.
Limes Verlag München 1997*

Aus der Perspektive der Tochter wird die Geschichte einer koreanischen »Trostfrau« erzählt. Als 12jährige wurde diese von ihren Schwestern in ein Kriegslager der Japaner im zweiten Weltkrieg zur Prostitution verkauft. Nach ihrem Tod findet die Tochter über die Geschichte der Mutter Zugang zu der Frau, die ihr im Leben so fremd blieb.



*Reemtsma, J.Ph. (1997): Im
Keller. Hamburger Ed., Hamburg*

Reemtsma berichtet und reflektiert über seine Gefangenschaft nach Geiselnahme »im Keller«: Ängste, Fragen und vor allem – »daß der Täter bestraft wird«.



*Masters, B.: Leblose Liebhaber.
Die Morde des Denis Nilsen.
Rowohlt, Reinbek 1994*

Die 15 – oder 16 – Morde des Denis Nilsen wurden entdeckt, als die Abflußrohre des Mietshauses verstopft waren, in dem er wohnte. Alle Getöteten waren junge Männer ohne Familie oder nahe Freunde, mit denen er zuvor geschlafen hatte. Die Beseitigung ihrer Leichen bereitete ihm Schwierigkeiten. Seine Entdeckung schien ihn zu erleichtern. Der für seine Nüchternheit bekannte vorsitzende Richter sprach in seinem Plädoyer

von Bösen. Nilsen selbst notierte in seinen Gefängnistagebüchern: »Bin ich über alle Maßen böse oder nur sehr böse?«

Die böse Frau

In den letzten beiden Jahren sind etliche Bücher zu Straftaten von Frauen erschienen. Sie beschäftigen sich mit:

Gerichtsverhandlungen über Frauen, die im 16. und 17. Jahrhundert ihre Kinder töteten, als Ehebrecherinnen angeklagt waren oder Betrügereien begingen:



*Rublack, U.: Magd, Metz' oder
Mörderin. Fischer Frankfurt 1998;*

Frauen, die wegen ihrer Giftmorde, Serienmorde, Attentate und/oder Verführungskraft bekannt wurden:



*Bolte, Ch.; Dimmler, K.: Schwarze
Witwen und eiserne Jungfrauen.
Geschichte der Mörderinnen.
Reclam Leipzig 1997;*

Verlauf und Urteile in Mordprozessen, in denen Frauen im Zweifelsfall – eindeutig häufiger als Männer – verurteilt wurden:



*Hauser, W.: Im Zweifel gegen die
Frau. Mordprozesse in der
Schweiz. Limmat Zürich, 1997
und*

mit der Darstellung von weiblicher Kriminalität in den Medien:



*Henschel, P.; Klein, U.: Hexen-
jagd. Weibliche Kriminalität in
den Medien. Subrkamp Frankfurt
1998*

Die böse Therapie



Gödtel, R.: *Surrogate. Bericht der Ersatzpartnerin Karen B. über ihre Arbeit und die Tätigkeit des Sexualtherapeuten Dr. K. an die psychoanalytische Gesellschaft. Roman in 12 Bildern. Universitas München 1998*



Yglesias, R.: *Dr. Nerudas Therapie gegen das Böse. S. Fischer Frankfurt 1997*

Ein Roman, der sich mit der Frage auseinandersetzt, ob die Psychoanalyse gegen das Böse im Menschen ankommt, oder umgekehrt das Böse die Macht über Therapeut und Therapie gewinnt.

Das Böse in der Natur



Watson, L.: *Die Nachtseite des Lebens. Eine Naturgeschichte des Bösen. S. Fischer Frankfurt 1997*

Das Böse in der Kultur



Wyss, D.: *Kain. Eine Phänomenologie und Psychopathologie des Bösen. Königshausen und Neumann Würzburg 1997*

Weitere Kontexte

Die folgenden Titel sind eine Auswahl von Büchern, die sich nicht unter die

obigen Themen fassen ließen. Sie beschäftigen sich nicht primär mit Fragen nach dem Bösen, aber ihr Thema ist eng damit verknüpft.



Weinrich, H.: *Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens. C.H. Beck München 1997*

Erinnern und Vergessen sind in allen Diskussionen um die Nazi-Vergangenheit ständig präsent. Wir sollen uns erinnern; wir dürfen nicht vergessen, was geschehen ist. Dies gilt auch weiterhin. Und zugleich ist das Vergessen auf die eine oder andere Art lebensnotwendig. Wie dies sein kann, was dabei zu bedenken und zu verstehen ist, führt Weinrich als Altmeister der deutschen und der romanischen Sprachen aus.



Klüger, R.: *Katastrophen. Über deutsche Literatur. dtv München 1997*

Klüger zeigt an klassischen Quellen, wie die Figur des Juden lange vor und nach 1945 das Bild des Unheimlichen, Bösen in der deutschsprachigen Literatur verkörpert.



Spaemann, R.; Fuchs, Th.: *Töten oder sterben lassen? Worum es in der Euthanasiedebatte geht. Herder Spektrum Freiburg 1997*

Kann der Impuls, zu einem »guten Tod« zu verhelfen, überhaupt human sein? Wie entfernt oder nah sind die Argumente denen der Euthanasie-

Diskussion im Dritten Reich? »...erst die Aufdeckung der tieferliegenden Handlungsmotive kann die beängstigende Tatsache erklären, daß Ärzte töten... Die Reflexion der Zusammenhänge...sollte in der ärztlichen Ausbildung und der späteren Berufstätigkeit zum Standard werden. Nur daraus kann sich das Bewußtsein dafür festigen, daß es ein ärztliches Töten aus Mitleid nicht gibt.«

- *Ferry, L.: Von der Göttlichkeit des Menschen oder der Sinn des Lebens. Zsolnay Wien 1997*

Ferry geht der Frage nach, wie es in der säkularen Gesellschaft möglich ist, den Sinn im eigenen Leben zu definieren und zu einer verbindlichen moralischen Orientierung zu finden.

Tagungs- und Zeitschriftenbände:

- *Psychoanalytische Blätter 1 (Hrsg.: J. Wiese): Aggression am Endes des Jahrhunderts. Vandenhoeck und Ruprecht Göttingen 1994*

- *Schriftenreihe Forum Bd. 3 (Hrsg.: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland): das böse. Jenseits von Absichten und Tätern oder: Ist der Teufel ins System ausgewandert? Steidl Verlag Göttingen 1995*

- *was 84 (Hrsg. G. Sperl; M. Steiner): Der böse Blick. Leykam Graz 1996*

- *Merkur 50, Heft 9/10 (Hrsg.: K.H. Borer; K. Scheel): Moral. Und Macht. Klett-Cotta Stuttgart 1996*

- *Philosophicum Lech Bd. 1 (Hrsg.: P. Liessmann): Faszination des Bösen. Zsolnay Wien 1997*

Die Autorinnen und der Autor

- Dr. Anneliese Ermer
Psychiatrische Universitätsklinik
Wilhelm Klein Strasse 27
4025 Basel
Nervenärztin, Psychotherapeutin;
Oberärztin der Abteilung
Forensische Psychiatrie
- Dr. Barbara Mary Hiss
Psychiatrische Universitätsklinik
Wilhelm Klein Strasse 27
4025 Basel
FMH Psychiatrie/Psychotherapie
Oberärztin im Bereich Alterspsych.
- Dr. Annelore Homberg
Via Eleonora d'Arborea 30
I-00162 Roma
Psychiaterin, Psychoanalytikerin
in freier Praxis
- Helga Ide
Batensen 11, Berghof
D-29562 Suhlendorf
Juristin; Dozentin in der
Erwachsenenbildung
- Dipl. Psych. Helmut Kaiser
Reutebachgasse 26 b
D-79108 Freiburg
Psychoanalytiker in freier Praxis
lebt in Hamburg; Adresse über
die Psychotherapeutin
- Dr. theol. Helga Kuhlmann
DFG-Habilitandin
- lic. iur. Judie Melzl
Staatsanwaltschaft Basel-Stadt
Binningerstrasse 21
4051 Basel
Staatsanwältin
(Untersuchungsrichterin,
Anklägerin für Sexualdelikte)
- Dr. Ursula Plog
Tagesklinik Reinickendorf
Romanshornerweg 165
D-13407 Berlin
- PD Dr. Gabriele Rosenthal
Boddinstrasse 10
D-12053 Berlin
Soziologin und Psychologin
GH Kassel, FB Sozialwesen